Geschichte

des

Konsulats und Kaiserreichs

von

A. Thiers.

21-25

Einundzwanzigster Theil.

Leipzig,
Verlag von Otto Wigand.
1847.

Jall. rev. 933 uh/21-25

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Dreiundzwanzigstes Buch.

Austerlitz.

Die Nachrichten von den Ufern der Donau erfüllten Frankreich mit Freude, die Kunde von der Schlacht von Trafalgar verbreitete Trauer, aber überrascht wurde man weder von dem einen, noch von dem andern Ereigniß. Man hoffte Alles von unsern Landheeren, die seit dem Beginn der Revolution beständig siegreich gewesen waren und fast nichts von unsern Flotten, die das Unheil seit fast funfzehn Jahren verfolgt hatte. Auf die Seeereignisse legte man aber ein geringes Gewicht, während man unsere wunderbaren Erfolge auf dem Festlande als entscheidend betrachtete. Man sah die Feindseligkeiten von unsern Grenzen entfernt, die Koalition von vornherein in Verwirrung gebracht, die Dauer des Kriegs sehr abgekürzt und in naher Aussicht einen Frieden, der zugleich Hoffnung auf Waffenruhe zur See gab. In der Zwischenzeit ließ das Heer, das in Oesterreich den Russen entgegenzog,

neue und große Ereignisse voraussehen, die man mit lebhafter Ungeduld erwartete. Ueberdies schlug das feste Vertrauen zu Napoleons Genie alle Aengstlichkeit nieder.

Dieses Vertrauen war nöthig, um den tieferschütterten Kredit zu erhalten. Wir haben bereits die peinliche Lage unsrer Finanzen geschildert. Ein Rückstand, aus dem Entschlusse Napoleons erwachsen, den Kriegskosten ohne Anleihe genügen zu wollen, die Verlegenheit des spanischen Schatzes, die sich durch die Spekulationen der vereinigten Kaufleute auf den französischen Schatz ausgedehnt hatte, die gänzliche Ueberlieferung des Portefeuilles des Schatzes an diese Gesellschaft durch einen ehrlichen, aber betrogenen Minister, das waren die Gründe dieser Lage. Sie hatten zuletzt die lange vorausgesehene Krisis herbeigeführt. Ein Zwischenfall hatte zur Beschleunigung derselben beigetragen. Der Hof von Madrid, der den vereinigten Kaufleuten die Subsidie schuldete, die jene für ihn bezahlt hatten, ferner die nach den spanischen Häfen geschickten Getreidelieferungen und die Verproviantirung von Heer und Flotte, der Hof von Madrid hatte in seiner Verlegenheit zu einer verhängnißvollen Maßregel gegriffen. Er hatte die Baarzahlungen der Konsolidationskasse (eine Art von Bank für den Dienst der öffentlichen Schuld) unterbrochen und den Bankbillets einen Zwangsumlauf verliehen. Eine solche Maßregel mußte das Verschwinden des baaren Geldes bewirken. Ouvrard, der bis zum Eintreffen der mexikanischen Piaster zur Befriedigung seiner Handelsgenossen kein anderes Mittel hatte, als das baare Geld der Konsolidationskasse, sah sich in seinen Operationen plötzlich gehemmt.

Desprez namentlich sollte vier Millionen Piaster erhalten, die er seinerseits der Bank von Frankreich versprochen hatte, um die nöthige Hülfe zu erlangen. Auf diese 4 Mil-

lionen durfte man nicht mehr zählen. Auf die von Mexiko zu erwartenden Gelder hatte man in Holland bei dem Hause Hope eine Anleihe von 10 Millionen gemacht, von denen man höchstens zwei zur rechten Zeit erwarten durfte. Diese widrigen Umstände hatten die Verlegenheit der Gesellschaft auf das Höchste gesteigert und waren auf die Bank zurückgefallen. Wir haben bereits erklärt, wie die vereinigten Kaufleute bei der Bank entweder ihre eigenen Papiere oder die Obligationen der Generaleinnehmer diskontiren ließen. Die Bank gab ihnen den Werth in Bankbillets, deren Ausgabe auf diese Weise unverhältnißmäßig vermehrt wurde. Das Uebel wäre leicht zu verbessern gewesen, wenn man die versprochenen Piaster, mit denen die Metallreserve der Bank vermehrt werden konnte, zur rechten Zeit bekommen hätte. Aber die Dinge waren bereits bis zu dem Punkte gelangt, daß die Bank gegen 72 Millionen Billets und 20 Millionen laufende Rechnungen blos $1^1/_2$ Millionen in Kassa hatte. Ein Umstand, den man erst jüngst entdeckt hatte, verschlimmerte die Lage bedeutend. In seinem unbegrenzten Vertrauen zu der Gesellschaft hatte Marbois ihr eine ganz außerordentliche Freiheit bewilligt, in der er blos eine Erleichterung des Dienstes sah, die aber zu einem groben Mißbrauche führte. Die Gesellschaft, die den größten Theil der Obligationen der Generaleinnehmer im Besitz hatte, da sie dieselben der Regierung diskontirte, die außerdem für Dienste aller Art Geld zu fordern hatte, war in der Lage, aus den Kassen des Schatzes beständig zu schöpfen und Marbois hatte, um der größern Bequemlichkeit willen, den Generaleinnehmern befohlen, daß sie ihr gegen einen Empfangschein von Desprez die einkommenden Gelder auszahlen sollten. Die Gesellschaft hatte diese Erlaubniß auf der Stelle benutzt. Während sie auf der einen Seite in Paris sich Geld

verschaffte, indem sie die Obligationen der Generaleinnehmer, die sie besaß, von der Bank diskontiren ließ, entnahm sie auf der andern Seite den Kassen der Generaleinnehmer das Geld, das zur Einlösung eben dieser Obligationen bestimmt war. Schickte die Bank ihre Obligationen am Verfalltage den Generaleinnehmern ein, so bekam sie als Zahlung die Empfangscheine von Desprez. Sie bekam also Papier als Zahlung für anderes Papier. Auf diese Weise war sie mit einer so schwachen Reserve zu einer so großen Ausgabe von Bankbillets gelangt. Ein ungetreuer Beamter, der Marbois täuschte, war der Haupturheber der Gefälligkeiten, mit denen ein so trauriger Mißbrauch getrieben wurde.

Diese Lage war dem Minister unbekannt und wurde von der Gesellschaft selbst nicht recht gewürdigt, denn diese überlegte in ihrer Verblendung weder ihre Operationen, noch den Ernst der Handlungen, welche sie beging. Nach und nach enthüllte eine allgemeine Geldklemme die Wahrheit. Nach Metallgeld begierig und von der Seltenheit desselben an der Bank unterrichtet, hatte sich das Publikum in Masse zu den Bureaus begeben, um die Banknoten in Silber umzusetzen. Zu den Furchtsamen gesellten sich Böswillige und die Krisis wurde bald allgemein.

Diese Verschlimmerung der Umstände führte zu Geständnissen, die man lange verschoben hatte, und Alles wurde klar. Vanlerberghe, dem man das Versehen der Gesellschaft nicht zum Vorwurfe machen konnte, da er sich einzig mit dem Getreidehandel beschäftigte und selbst nicht wußte, in welche Verlegenheiten seine Gesellschafter ihn verwickelten, Vanlerberghe begab sich zu Marbois und erklärte ihm, es sei ihm unmöglich, zugleich dem Dienste des Schatzes und dem Dienste der Lebensmittel zu genügen, und er könne höchstens den letztern fort-

setzen. Er verhehlte ihm nicht, daß die für Spanien ausgeführten und bisher ohne Bezahlung gebliebenen Lieferungen die Hauptursache seiner Verlegenheit seien. Marbois bewilligte ihm eine Unterstützung von 20 Millionen, da er den Dienst der Lebensmittel nicht leiden lassen konnte und außerdem durch eine Aeußerung des Kaisers ermuthigt wurde, daß Vanlerberghe unterstützt werden müsse. Das Geld wurde auf frühere Lieferungen angerechnet, welche die Verwaltungen des Kriegs und der Marine noch nicht bezahlt hatten, und man gab es in der Weise, daß Vanlerberghe 20 Millionen seiner eigenen Schuldverschreibungen zurückerhielt, die er dem Schatze ausgestellt hatte. Aber kaum hatte Vanlerberghe diese Unterstützung erhalten, als er eine zweite in Anspruch nahm. Er hatte eine Menge kleinerer Lieferanten hinter sich, die ihm gewöhnlich Kredit gaben, aber ihre Vorschüsse nicht mehr fortsetzen konnten, da sie das Vertrauen der Kapitalisten nicht länger besaßen. Er befand sich mithin in der äußersten Noth. Marbois, bei diesen Geständnissen nicht wenig erschrocken, bekam bald noch ernstere Dinge zu hören. Von der Bank kam eine Deputation, um die Regierung mit ihrer Lage bekannt zu machen. Desprez schickte die versprochenen Piaster nicht und verlangte statt dessen neue Diskontirungen; auch der Schatz wollte Geld haben und die Bank hatte nicht 2 Millionen in Kassa, während 92 Millionen auf sie liefen. Was sollte sie unter solchen Verhältnissen beginnen? Desprez erklärte seinerseits dem Minister, daß er mit seinen Hülfsquellen zu Ende sei, vorzüglich wenn ihm die Bank ihren Beistand versage. Auch er gestand, daß es der Rückschlag der spanischen Angelegenheiten sei, der ihn in diese Verlegenheit stürze. Dem Minister wurde jetzt klar, daß Vanlerberghe auf Desprez sich stütze, Desprez auf den Schatz und die Bank, und daß

Alle zusammen die Last der spanischen Angelegenheiten trügen, die auf diese in Folge der verwegenen Kombinationen Ouvrards auf Frankreich selbst zurückfalle.

Zurücktreten konnte man nicht mehr und Klagen waren unnütz. Man mußte sich aus der Gefahr ziehen und zu dem Zwecke diejenigen unterstützen, die sich unvorsichtig blosgestellt hatten, denn ließ man sie fallen, so lief man Gefahr, mit ihnen zugleich unterzugehen. Marbois schwankte keinen Augenblick in dem Entschlusse, Vanlerberghe und Desprez zu unterstützen, und er that wohl daran. Aber er durfte sich nicht mehr erlauben, unter seiner eigenen Verantwortlichkeit zu handeln und veranlaßte daher den Zusammentritt eines Regierungsraths, der sich unter dem Vorsitze des Prinzen Joseph auf der Stelle versammelte. Der Prinz Ludwig, der Erzkanzler Cambacérès, Alle wohnten demselben bei. Man zog auch einige Finanzbeamte mit hinzu, unter andern Mollien, den Direktor der Amortisationskasse. Man berieth lange. Nach vielen allgemeinen und müssigen Diskussionen mußte man zum Abschluß kommen, und nun zauderte Jeder einer Verantwortlichkeit gegenüber, die gleich groß war, welchen Entschluß man auch fassen mochte, denn es war ebenso gefährlich, die Spekulanten fallen zu lassen, als sie fernerhin zu unterstützen. Der Kanzler Cambacérès, der die Lage richtig beurtheilte und dessen Meinung in Folge seines Einflusses beim Kaiser sehr wichtig war, stimmte dafür, daß man Vanlerberghe unmittelbar unterstützen müsse, vor der Hand mit 10 Millionen und abermals mit 10, wenn vom Hauptquartier eine billigende Antwort eintreffe. Was Desprez betraf, so mußte man mit der Bank unterhandeln, denn diese konnte ihm allein helfen, indem sie seine Wechsel zu diskontiren fortfuhr. Man berieth über die Mittel, die sie vorschlug, um

der Leere in ihren Kassen abzuhelfen und um den Kredit ihrer Bankbillets aufrecht zu erhalten, ohne den sie nicht bestehen konnte. Es fiel Niemand ein, ihren Papieren einen Zwangsumlauf verschaffen zu wollen, denn man wußte, daß es unmöglich sei in Frankreich wieder ein Papiergeld einzuführen, und daß der Kaiser zu einer solchen Maßregel nie seine Einwilligung geben werde. Man gestattete aber gewisse Maßregeln, welche die Zahlungen langsamer machten und längere Fristen gestatteten. Man übertrug dem Minister des Schatzes und dem Polizeipräfekten die Aufgabe, sich mit der Bank über diese Maßregel zu verständigen.

Marbois hatte mit dem Bankrath sehr lebhafte Erörterungen. Er beklagte sich über die Art, wie die Geschäfte geleitet seien, worin ein ungerechter Vorwurf lag, denn wenn sich die Bank in Verlegenheit befand, so war es blos die Schuld des Schatzes. Ihr Portefeuille enthielt vortreffliche Handelspapiere, deren regelmäßige Bezahlung in diesem Augenblicke ihre einzige Hülfsquelle war. Sie hatte ihre Diskontirungen für Privaten sogar so sehr beschränkt, daß sie unter den gewöhnlichen Verhältnissen geblieben war. In zu großen Quantitäten besaß sie blos die Papiere von Desprez und die Obligationen der Generaleinnehmer, die ihr kein Geld einbrachten. Ihre Verlegenheiten entstanden mithin aus ihrem Verhältniß zur Regierung. Aber die leitenden Bankiers waren im Allgemeinen dem Kaiser, in dem sie weniger den glorreichen Helden als den Wiederhersteller der Ordnung verehrten, so ergeben, daß sie sich von den Beamten der Regierung mit einer Härte behandeln ließen, die heutzutage die gemeinste Gesellschaft von Spekulanten sich nicht gefallen lassen würde. Uebrigens war es von ihrer Seite mehr Patriotismus als Servilismus. Die Unterstützung der kaiserlichen Regierung

war ihnen eine gebieterische Pflicht gegen Frankreich, das Napoleon allein gegen die Anarchie beschützte. Sie ließen sich daher die unverdienten Vorwürfe ruhig gefallen und zeigten eine Ergebenheit, die unter ähnlichen Umständen zum Muster dienen kann. Man nahm die folgenden Maßregeln als die geeignetsten an.

Es sollten Beamte mit Extrapost in die benachbarten Departements abgehen und den Kassenbeamten die Weisung bringen, alles Geld nach Paris zu schicken, dessen sie nicht zur Bezahlung der Renten, des Soldes u. s. w. dringend bedürften. Auf diese Weise hoffte man 5 bis 6 Millionen baares Geld zu bekommen. Die Generaleinnehmer erhielten Befehl, alle Summen, die sie Desprez nicht ausgeliefert hätten, unmittelbar an die Bank einzuschicken. Die abgesandten Beamten hatten zugleich die Aufgabe, sich zu versichern, ob nicht der eine oder der andere Kassirer die Fonds des Schatzes in seinen eigenen Interessen verwende. Auf diese Weise bekam man Geld, aber mußte dasselbe auch festzuhalten suchen. Da die Bankbillets zu verlieren anfingen, so drängte sich das Publikum zu den Kassen der Bank, um sie gegen Geld auszuwechseln. Man autorisirte die Bank, blos 5 bis 600,000 Franks täglich mit baarem Gelde auszuwechseln. Dies war Alles, was man an baarem Gelde brauchte, wenn Vertrauen herrschte. Man nahm noch eine andere Maßregel, die Bezahlungen zu verzögern, man fing das Geld an zu zählen. Die Inhaber der Bankbillets hätten diese Formalität gern erlassen, denn sie fürchteten nicht, daß die Bank das Publikum betrüge, indem sie in einem Sack von 1000 Franken einen Thaler fehlen lasse. Man that indessen, als sei es nöthig, das Geld zu zählen. Man beschloß außerdem, daß jeder Person nur ein Billet eingelöst und Jeder nach der Reihe vorgelassen wer-

den solle. Da das Hinzuströmen mit jedem Tage stärker wurde, so ersann man noch ein anderes Mittel, nämlich den Inhabern der Bankscheine Nummern zu geben, bis die 5 bis 600,000 Franken, die man täglich bezahlen wollte, erschöpft waren. Man deponirte diese Summen in den Mairien von Paris und ließ sie nur an solche Personen abgeben, die dem Geldhandel notorisch fremd waren und ihre Bankbillets einwechselten, um persönliche Bedürfnisse zu befriedigen.

Diese Maßregeln machten wenigstens dem Gedränge um die Bureaus ein Ende und reduzirten die baaren Geldausgaben auf das Nothwendigste. Die Agiotage, die sich der Thaler der Bank zu bemächtigen suchte, um an dem Publikum 6 bis 7 % zu verdienen, sah sich bitter getäuscht. Das Ganze war indeß eine wahrhafte Zahlungseinstellung. Unglücklicherweise war sie unvermeidlich. In solchen Fällen muß man nicht die Maßregel selbst tadeln, sondern das frühere Verfahren, wodurch sie nothwendig geworden.

Die abgeschickten Beamten brachten höchstens 2 Millionen auf. Die täglich fällig werdenden Handelswechsel brachten mehr Bankbillets als baares Geld ein, denn die Kaufleute zahlten nur dann in letzterm, wenn ihre Schuld weniger als 500 Franken betrug. Die Bank beschloß daher, in Holland Piaster um jeden Preis zu kaufen und so einen Theil der Kosten der Krisis auf sich zu nehmen. Durch alle diese Mittel würde man aus der Klemme herausgekommen sein, wenn Desprez nicht plötzlich neue Verlegenheiten bekannt und abermals Unterstützung gefordert hätte.

Dieser Bankier, der von der Gesellschaft beauftragt war, dem Schatze die für den Dienst erforderlichen Fonds zu liefern und zu diesem Zwecke die Obligationen der Generaleinnehmer zu diskontiren, war die Verpflichtung eingegangen, diese Dis-

kontirung für $^1/_2$ % monatlich oder 6 % jährlich zu verschaffen. Da die Kapitalisten ihm selbst aber nicht anders diskontirten, als zu 1 % monatlich oder 12 % jährlich, so war er verderblichen Verlusten ausgesetzt. Um sich diese zu ersparen, hatte er Mittel ersonnen, seinen Darleihern die Obligationen und Scheine auf Sicht zu verpfänden und auf diese Werthe zu borgen. Jetzt wollten die Spekulanten die Umstände benutzen und weigerten sich, diese Art von Operationen fortzusetzen, damit er sie mit dem baaren Gelde des Schatzes bezahle und sie auf diese Weise wohlfeil dazu gelangten. — „Die Verlegenheiten des Platzes," schrieb Marbois an den Kaiser, „dienen vielen Leuten zum Vorwande, gegen die vereinigten Kaufleute wie Korsaren zu verfahren und ich kenne große Patrioten, die den Agenten des Schatzes mehr als eine Million entzogen haben, um damit ein besseres Geschäft zu machen."

Desprez, der bereits 14 Millionen empfangen hatte, wollte noch 30 auf der Stelle und im Brumaire 70 haben. Er brauchte mithin eine Summe von 100 Millionen. Diese Lage, die er der Bank gestand, verursachte dort einen wahren Schreck und rief von Seiten aller derer, die ihre Sache nicht auf das Glück der Regierung stellen wollten, eine wahre Fluth von Klagen hervor. Man fragte, wer Desprez sei und weshalb man so große Opfer von ihm verlange. Dem Handel war die Solidarität unbekannt, die zwischen ihm und der zugleich für Spanien und Frankreich arbeitenden Gesellschaft der Lieferanten bestand. Man wollte den Minister verpflichten, die wahre Stellung Desprez's in seiner Eigenschaft als Agent des Schatzes bekannt zu machen, sei es auch nur, um eine Garantie mehr zu haben. Der Minister schickte darauf dem Präsidenten des Bankraths ein Billet, worin er sagte, daß

Desprez nur im Interesse des Schatzes handle. In der Zerstreuung hatte Marbois das Billet zu unterzeichnen vergessen und man verlangte seine Unterschrift. Er gab seine Einwilligung und jetzt konnte man unmöglich länger verkennen, daß man es mit dem Kaiser selbst, dem Schöpfer der Bank, dem Retter und Herrn Frankreichs zu thun habe, der die gerechte Forderung stelle, daß man ihn durch die Verweigerung von Hülfsquellen, deren man dringend bedürfe, nicht in Verlegenheit setze.

Die Stimme des Patriotismus trug den Sieg davon und dieses Resultat verdankte man hauptsächlich dem berühmten Bankier Perregaux, der seinen Einfluß beständig zum Nutzen des Staates verwendete. Man beschloß, Desprez alle ihm nöthige Hülfe zu gewähren und die Obligationen, auf die er Geld aufzunehmen pflegte, zu jedem Preise zu diskontiren, möchten sie nun Desprez selbst oder der Bank gehören. Er sollte diese Operationen, als der zur Ausführung Befähigtste, selbst übernehmen, die Verluste wollte die Bank zur Hälfte tragen. Weiter wurde bestimmt, von Amsterdam und Hamburg Geld herbeizuschaffen und Desprez förmlich aufzufordern, seine Verpflichtungen nicht mehr zu erneuern, damit dieser Lage ein Ziel gesetzt werde. Endlich beschloß man, die Diskontirungen für den Handel zu vermindern und alle Hülfsquellen dem Staat zu widmen und blos für ihn Billets auszugeben. Die tägliche Einlösung der Handelsgegenstände hatte eine beträchtliche Quantität der Billets zur Bank zurückgeführt, die man anfangs zerstören wollte, jetzt aber in Umlauf brachte, um den Bedürfnissen Desprezs zu genügen. Man überschritt sogar die erste Emission um Vieles und erhöhte sie bis auf 80 Millionen, wozu noch 20 Millionen laufender Schulden kamen. Ein außerordentlicher Ankauf

von Piastern und die wirkliche Diskontirung der Obligationen verschafften die 5 bis 600,000 Franken täglich, die man zur Befriedigung des Publikums nöthig hatte, und man durfte sich schmeicheln, daß man über die Krisis hinwegkommen werde, ohne den öffentlichen Dienst bloszustellen und einen Bankbruch der Gesellschaft herbeizuführen.

Man konnte indessen nicht verhindern, daß Bankbrüche von Privaten rasch auf einander folgten und die allgemeine Verlegenheit stark vermehrten. Den unheimlichsten Eindruck machte der Bankbruch von Recamier, eines Bankiers, der wegen seiner Redlichkeit, seiner glänzenden Lebensweise, der Ausdehnung seiner Geschäfte, berühmt war, und mehr den Umständen als eigenen Fehlern zum Opfer fiel. Uebelwollende schrieben seinen Sturz Geschäftsverbindungen mit dem Schatze zu, die nicht existirten. Viele minder wichtige Bankbrüche folgten, sowohl in Paris wie in den Provinzen und riefen eine Art von panischem Schrecken hervor. Unter einer minder festen, minder mächtigen Regierung hätte diese Krisis die ärgerlichsten Folgen haben können. Aber man rechnete auf das Glück und auf das Genie des Kaisers; Niemand fürchtete für die öffentliche Ordnung. Man erwartete mit jedem Augenblicke einen glänzenden Erfolg, der den Kredit heben werde und jene abscheuliche Klasse von Spekulanten, die jedes Unglück vergrößern, indem sie ihre Berechnungen auf das Sinken der Werthe gründen, wagte sich, aus Furcht vor den Siegen Napoleons, auf dieses Spiel nicht einzulassen.

Aller Augen waren auf die Donau gerichtet, wo das Geschick Europas entschieden werden sollte. Von dort mußten die Ereignisse kommen, welche dieser finanziellen und politischen Krisis ein Ende machen konnten. Man war voll Vertrauen, vorzüglich nachdem man gesehen hatte, wie eine

ganze Armee in wenigen Tagen fast ohne Schwertstreich durch die bloße Wirkung eines Manövres war gefangen genommen worden. Indessen war eben bei diesem Manövre ein Umstand, der eine Verwickelung mit Preußen herbeiführte und uns einen Feind mehr verschaffen konnte. Dieser Umstand war der Marsch des General Bernadotte durch die preußische Provinz Anspach.

Als Napoleon seine Truppen gegen die Flanke des Feindes abschickte, hatte er den Durchmarsch durch die preußischen Provinzen in Franken nicht einen Augenblick für eine Schwierigkeit gehalten. Nach dem Neutralitätsvertrage, den Preußen nach dem letzten Kriege mit den kämpfenden Mächten abgeschlossen hatte, waren die Provinzen Anspach und Baireuth in die Neutralität des nördlichen Deutschlands nicht eingeschlossen. Der Grund war einfach der, daß diese Provinzen auf der Marschlinie der österreichischen und französischen Heere lagen, so daß man sie kaum umgehen konnte. Alles was man verlangen konnte, war, daß sie nicht zum Kriegsschauplatze gemacht würden, daß man rasch durchmarschire und alle Bedürfnisse baar bezahle. Wenn Preußen es dies Mal anders gehalten haben wollte, so mußte es das sagen. Da es außerdem noch neulich mit Frankreich wegen eines Bündnisses unterhandelt, den Antrag, Hannover hinzunehmen, angehört und gebilligt hatte, so hatte es kein Recht, die alten Neutralitätsbedingungen zum Nachtheile Frankreichs abzuändern. Dies wäre unbegreiflich gewesen, und es hatte daher auch über diesen Gegenstand ein Stillschweigen beobachtet, das es anständigerweise nicht brechen konnte, vorzüglich jetzt, da es mitten in einer Unterhandlung über ein Bündniß mit uns erklären mußte, es wolle weniger gefällig sein, als zur Zeit seiner äußersten Kälte. Wie dem auch sei, Napoleon stützte

sich auf eine scheinbare Vertraulichkeit, an der er nicht zweifeln durfte, und betrachtete daher den Durchmarsch durch Anspach nicht als eine Gebietsverletzung. Seine Aufrichtigkeit wird dadurch bewiesen, daß er im Nothfall die Straßen dieser Provinz entbehren konnte, ohne daß er viel von der Aussicht verlor, den General Mack einzuschließen.

Die Stellung Preußens zwischen dem Kaiser Napoleon und dem Kaiser Alexander wurde mit jedem Tage peinlicher. Der Erstere trug ihm Hannover und sein Bündniß an, der Zweite verlangte für eins seiner Heere den Durchmarsch durch Schlesien und schien im Weigerungsfalle mit Gewalt zu drohen. Friedrich Wilhelm befand sich in einer außerordentlichen Aufregung. Bald von der Sucht nach Vergrößerung beherrscht — und somit zu einem Bunde mit Napoleon geneigt, bald durch die Einflüsse des Hofes der Koalition günstig gestimmt, hatte er aller Welt Versprechungen gemacht, war er zuletzt in eine so schiefe Stellung gekommen, daß er keinen andern Ausweg sah, als Krieg mit Rußland oder Frankreich. Er war darüber im höchsten Grade erbittert, denn er war zugleich mit sich selbst wie mit den Andern unzufrieden, und konnte an den Krieg nicht anders als mit Entsetzen denken. Das gebieterische Auftreten Rußlands empörte ihn indessen, und er hatte befohlen, 80,000 Mann auf den Kriegsfuß zu stellen. Unter diesen Verhältnissen erfuhr man in Berlin die angebliche Verletzung des preußischen Gebietes. Dies war für den König von Preußen ein neuer Kummer, denn er konnte nun den Forderungen Alexanders wenig mehr entgegensetzen. Gewiß gab es Gründe, den Franzosen Anspach zu öffnen, welche die Russen nicht geltend machen konnten, um den Durchmarsch durch Schlesien zu fordern. Aber in den Augenblicken der Leidenschaft vermag eine richtige Beweis=

führung wenig, und kaum erfuhr man in Berlin den Marsch der Franzosen durch das Gebiet von Anspach, so begann der Hof zu schreien, daß Napoleon Preußen schimpflich beleidige und so behandle, wie er mit Neapel und Baden gewohnt sei; ohne sich zu entehren dürfe man eine solche Behandlung nicht ertragen, und überdies werde man, wenn man den Krieg mit Napoleon verweigere, gegen Alexander kämpfen müssen, denn dieser Fürst dulde gewiß nicht, daß man so parteiisch gegen ihn verfahre und ihm etwas verweigere, was man dem Gegner bewillige; da man sich einmal erklären müsse, so werde es auffallen und der Gefühle des Königs unwürdig sein, wenn er sich den Unterdrückern Europas gegen dessen Vertheidiger anschließe. Friedrich Wilhelm, fügte man hinzu, habe ja stets andere Gesinnungen bekannt, sowohl in Memel, als später bei seinen vertraulichen Unterhandlungen mit seinem jungen Freunde Alexander.

So sprach man laut in Berlin, in Potsdam und hauptsächlich in der königlichen Familie, wo eine schöne und leidenschaftliche Königin herrschte.

Obgleich der König durch die ihm widerfahrene Gebietsverletzung wirklich gereizt war, da ihm dadurch sein bestes Argument gegen die Forderungen der Russen genommen wurde, so benahm er sich doch, wie gewöhnlich Leute zu thun pflegen, die aus Schwäche falsch sind. Er schuf sich aus seinem Zorne Hülfsquellen und stellte sich viel gereizter, als er wirklich war. Sein Benehmen gegen die beiden Repräsentanten Frankreichs war im höchsten Grade affektirt. Er weigerte sich sie zu empfangen, und auch Hardenberg ließ sie nicht zu, um ihre Erklärungen anzuhören. Laforest und Duroc wurden mit einer Art von Bann belegt und jeder Verbindung beraubt, was sich sogar auf den Geheimschreiber Lombard

ausdehnte, durch den gewöhnlich die Mittheilungen gingen, wenn es sich um die deutschen Entschädigungen oder um Hannover handelte. Auch die geheimen Agenten, die man bis dahin gewöhnlich benutzt hatte, erklärten, bei der Stimmung des Königs lasse sich nichts thun. Dieser ganze Zorn war augenscheinlich berechnet. Man wollte sich dadurch aus der Verlegenheit ziehen, die man sich selbst bereitet hatte, und Frankreich erklären, daß man der eingegangenen Verpflichtungen durch dessen eigene Schuld ledig sei. Die so häufig erneuerten Verpflichtungen bestanden in dem förmlichen Versprechen, daß das preußische Gebiet nie zu einem Angriff gegen Frankreich dienen und auch Hannover gegen jeden Einfall geschützt werden solle. Da die Franzosen den Durchzug durch das preußische Gebiet erzwungen hatten, so wollte man daraus den Schluß ziehen, daß man dasselbe Jedem beliebig öffnen könne. So war denn ein Ausweg gefunden, den Schwierigkeiten aller Art zu entschlüpfen, die man rings um sich aufgehäuft hatte. Es sollte also erklärt werden, daß Preußen in Folge der Verletzung seines Gebiets von jeder Verpflichtung befreit sei und den Russen den Durchmarsch durch Schlesien bewilligen werde, als gerechte Ausgleichung dafür, daß die Franzosen durch Anspach gezogen seien. Man wollte noch etwas Besseres, als blos einer großen Verlegenheit entgehen, man wollte einen Nutzen haben. Man faßte den Entschluß, Hannover zu besetzen, wo blos die 6000 Franzosen in Hameln geblieben waren, um diesen Einfall damit zu beschönigen, daß man sich gegen neue Gebietsverletzungen schützen müsse, denn eine englisch-russische Armee marschirte nach Hannover, und indem man es besetzte, so verhinderte man, daß der Kriegsschauplatz in die preußischen Provinzen, die an Hannover angrenzten, verlegt wurde.

Der König versammelte einen außerordentlichen Rath, zu dem der Herzog von Braunschweig und der Marschall Möllendorf berufen wurden. Auch Haugwitz war herbeigeeilt, um demselben beizuwohnen. Man faßte darin die Beschlüsse, die eben erzählt wurden, hüllte sie aber einige Tage noch in eine Art von Wolke ein, um die beiden Repräsentanten Frankreichs noch mehr zu schrecken. Man wußte freilich, daß weder sie noch ihr Herr so leicht eingeschüchtert werden konnten, aber in einem Augenblicke, da Napoleon von so vielen Feinden umringt war, konnte die Furcht, Preußen werde durch seinen Beitritt die Koalition so allgemein machen wie 1792, auf seinen Geist mächtig einwirken.

Laforest und Duroc hatten lange vergebens eine Unterredung mit Hardenberg verlangt. Als sie ihn endlich sahen, hatte er die Haltung eines Mannes, der sich zwingt seinen Zorn zu beherrschen, und gab nach vielen bittern Klagen blos die eine Erklärung, daß Preußen seiner Verpflichtungen ledig sei und sich fortan blos durch das Interesse seiner eigenen Sicherheit leiten lassen werde. Nach und nach gelangte zur Kenntniß der beiden französischen Unterhändler, daß Preußen Schlesien den Russen öffnen und Hannover besetzen werde. Man schien zu sagen, Frankreich müsse sich glücklich preisen, so wohlfeilen Kaufes davon zu kommen.

Dies Alles war der Redlichkeit des Königs und der Macht seines Staates wenig würdig. Nach dieser ersten Explosion begannen die Formen indessen milder zu werden, nicht blos deshalb, weil es im preußischen Plane lag, sich versöhnlich zu zeigen, sondern auch darum, weil die überraschenden Erfolge Napoleons allen Höfen ernstliche Betrachtungen einflößten.

In Pulawy erfuhr man Alles, was in Berlin vorging,

mit der Geschwindigkeit des Blitzes. Alexander, der schon vor den Beschwerden, zu denen Frankreich Anlaß gab, Friedrich Wilhelm sehen wollte, mußte diese Zusammenkunft jetzt noch mehr wünschen. Er hoffte, diesen Fürsten geneigt zu finden, jede Art von Einfluß über sich ergehen zu lassen. Dies bewog ihn, statt den Ort des Stelldicheins so zu bestimmen, daß die Entfernung getheilt wurde, die ganze Reise selbst zu machen und sich unmittelbar nach Berlin zu begeben.

Als Friedrich Wilhelm die Ankunft des Kaisers erfuhr, bedauerte er, daß er so viel Aufsehen gemacht und sich auf diese Weise einen schmeichelhaften, aber sehr gefährlichen Besuch zugezogen hatte. Napoleon hatte den Krieg so kräftig und so entscheidend begonnen, daß man wenig Ermuthigung fühlen konnte, sich mit seinen Feinden zu verbinden. Es war indessen nicht möglich, sich den Zuvorkommenheiten eines Fürsten zu entziehen, den man so zärtlich zu lieben behauptete, und er gab daher Befehl, ihn glänzend zu empfangen. Alexander zog am 25. Oktober in die preußische Hauptstadt ein unter dem Donner der Geschütze und von der königlichen Garde umgeben. Der junge König eilte ihm entgegen und umarmte ihn zärtlich, zur großen Freude der Berliner, die den Franzosen anfänglich günstig gestimmt gewesen waren, jetzt aber durch den Hofeinfluß und die tausendmal wiederholte Behauptung, daß Napoleon das Gebiet von Anspach aus Verachtung gegen Preußen verletzt habe, sich fortreißen ließen. Alexander wollte bei dieser Gelegenheit alle seine Verführungsmittel aufbieten, den preußischen Hof in sein Interesse zu ziehen. Er fing mit der schönen Königin von Preußen an, die leicht zu gewinnen war, da sie als Mecklenburgsche Prinzessin den ganzen Haß des deutschen Adels gegen die Revolution theilte. Alexander widmete ihr eine Art von

ritterlichem und ehrfurchtsvollem Kultus, den man für eine einfache Huldigung oder auch für ein lebhafteres Gefühl nehmen konnte. Obgleich er sich damals mit einer ausgezeichneten Dame des russischen Adels sehr lebhaft beschäftigte, so war er doch ganz der Mann, ein Gefühl zu heucheln, das seinen Absichten förderlich war. Uebrigens lag in seinem Benehmen nichts, was den Anstand verletzen oder die Eifersucht Friedrich Wilhelms erregen konnte. Er hatte noch nicht zwei Tage in Berlin gelebt und bereits war der ganze Hof voll von ihm und rühmte seine Anmuth, seinen Geist, seinen edlen Eifer für die Sache Europas. Er erwies allen Verwandten Friedrichs des Großen große Aufmerksamkeit, besuchte den Herzog von Braunschweig, den Marschall Möllendorf, und ehrte in ihnen die Führer des preußischen Heeres. Der junge Prinz Louis, ein Neffe des Königs, der sich durch einen heftigen Haß gegen Frankreich und einen glühenden Ehrgeiz auszeichnete, und mithin für Rußland im Voraus gewonnen war, zeigte eine noch größere Begeisterung als gewöhnlich. Eine Art allgemeine Begeisterung lieferte den preußischen Hof an Alexander aus. Friedrich Wilhelm bemerkte diese Erscheinung und begann zu erschrecken. Er wartete mit einer peinlichen Angst auf die Anträge, die aus dieser Begeisterung entstehen würden, und schwieg aus Furcht, daß er den Augenblick, wo es zu Erklärungen kommen mußte, beschleunigen werde. Wir haben bereits gesagt, daß er in seiner Verlegenheit seinen alten Rathgeber Haugwitz herbeigerufen hatte, der ihn freilich durch seine geistige Ueberlegenheit zuweilen beunruhigte, aber wegen seiner geschickten, ausweichenden, zur Neutralität sehr geneigten Politik ihm sehr gefiel. Beide beklagten die verhängnißvolle Verwickelung der Dinge, die Preußen unter der leidenschaftlichen und ungleichen Leitung

Hardenbergs in eine wahre Sackgasse geführt hatte. Hardenberg, anfänglich der Freund und Schützling von Haugwitz, bald aber dessen Nebenbuhler, hatte die Politik dieses Staatsmannes befolgt, welche darin bestand, zwischen den beiden europäischen Parteien die Neutralität zu behaupten und Nutzen daraus zu ziehen; aber er hatte dies mit der gewöhnlichen Leidenschaft seines Charakters gethan, bald nach der einen, bald nach der andern Seite sich hinwendend, den Franzosen günstig und ihnen ganz hingegeben, als es sich um Hannover handelte, jetzt aber, seit dem Ereigniß in Anspach, von der allgemeinen Bewegung so mit fortgerissen, daß er Napoleon in Gemeinschaft mit Rußland bekämpfen wollte. Haugwitz, der seinen undankbaren Zögling noch immer mit Schonung beurtheilte, sagte, daß man einige Monate zuvor zu französisch gewesen, jetzt aber zu russisch sei. Wie aber aus der Verlegenheit herauskommen, wie dem Drängen des jungen Kaisers entgehen? Die Schwierigkeit wurde von Stunde zu Stunde größer und man konnte sie durch stetes Ausweichen nicht lösen. Die Zeit war für Alexander kostbar, denn jeder verfließende Tag verkündete einen neuen Fortschritt Napoleons gegen die Donau und brachte eine neue Gefahr für Oesterreich und die österreichischen am Inn eingetroffenen Heere. Er eröffnete sich daher dem König von Preußen und übertrug seinem Minister der auswärtigen Angelegenheiten die Verständigung mit dem schlauen Grafen Haugwitz. Das Thema, das Beide entwickelten, läßt sich nach dem Vorhergegangenen leicht errathen. Preußen, sagten sie, könne sich von der Sache Europas nicht trennen, dürfe durch seine Unthätigkeit zum Triumphe des gemeinschaftlichen Feindes nicht beitragen; dieser schone es augenblicklich und doch nur wenig, wie man nach den Vorgängen in Anspach urtheilen könne, werde es aber

bald zerschmettern, wenn er sich Oesterreichs und Rußlands entledigt habe, wo es dann auf Niemand mehr rechnen könne. Allerdings sei es wahr, daß Preußen den Schlägen Napoleons sehr ausgesetzt sei, aber man komme ihm ja mit einem Heer von 80,000 Mann zu Hülfe und habe sich ihm nur zu diesem Zweck so sehr genähert. Die Armee, die in Pulawy an der Grenze von Schlesien stehe, sei keine Drohung, sondern eine Aufmerksamkeit Alexanders, der einen Freund in einen ernstlichen Krieg nicht habe verwickeln wollen ohne ihn zu unterstützen. Ueberdies habe Napoleon viele Feinde zu bekämpfen und werde an der Donau in große Gefahr gerathen; wenn Preußen von Franken her ihm in den Rücken falle, während die vereinigten Russen und Oesterreicher ihm die Stirn böten, dann gerathe er zwischen zwei Feuer und müsse unfehlbar erliegen. In diesem sehr wahrscheinlichen Falle werde man die gemeinschaftliche Befreiung Preußen verdanken und werde ihm Alles geben, was ihm Napoleon verspreche aber gewiß nicht halte, namentlich Hannover. (Man hatte in der That nach London geschrieben, um England zu diesem Opfer zu bewegen.) Gewiß sei es aber besser, ein so schönes Geschenk von dem rechtmäßigen Besitzer und als Lohn für die Rettung Aller zu empfangen, als von einem Usurpator, der einen Verrath mit fremden Gütern bezahle.

Zu diesen Vorstellungen fügte man einen neuen Einfluß, nämlich die Anwesenheit des Erzherzogs Anton, der eilig von Wien herbeigekommen war. Dieser Fürst erzählte von der Niederlage bei Ulm, von den raschen Fortschritten der Franzosen, von den Gefahren der österreichischen Monarchie, welche zugleich ganz Deutschland bedrohten, so daß sich die vereinigten deutschen Mächte um jeden Preis versöhnen müßten.

Diese diplomatische Machination war zu klug angelegt, als daß der unglückliche König von Preußen ihr hätte entgehen können. Indessen widerstanden er und Haugwitz hartnäckig, als ob sie die Unglücksfälle geahnt hätten, von denen die preußische Monarchie bald darauf getroffen wurde. Es gab viele Unterredungen, manchen Streit und selbst bittere Klagen. Der König und sein Minister sagten, daß man Preußen zu Grunde richten wolle und daß es gewiß dahin komme, denn wenn auch ganz Europa vereinigt sei, so könne es doch Napoleon nicht widerstehen; wenn sie nachgäben, so thäten sie es, weil man ihrer Klugheit, ihrem Patriotismus Gewalt anthue, und auch jetzt noch müßten sie sich darüber beklagen, daß man sie mit Gewalt zur Koalition habe zwingen wollen, wozu die russische Armee an den Grenzen Schlesiens habe dienen sollen. Alexander antwortete darauf damit, daß er seinen Minister, den Fürst Czartoryski, opferte. Indem er seiner natürlichen Unbeständigkeit nachgab, hörte er bereits viel auf die Dolgorucki, die ihm unaufhörlich sagten, daß der Fürst ein ungetreuer Minister sei, der König von Polen werden und zu diesem Zweck Rußland auf Preußen werfen wolle. Alexander, der für den Plan, den er sich vorgesetzt hatte, nicht genug Charakter besaß, erschrak schon in Pulawy bei dem Gedanken, daß er gegen Frankreich marschiren und zuvor Preußen niederwerfen solle, wenn auch die Krone Polens der Preis dieser Verwegenheit war. Von Alopäus, den wieder die Dolgorucki leiteten, bearbeitet, sagte er, daß man ihn zu einem großen Fehler verleiten wolle, und wiederholte dies gegen den Fürsten Czartoryski, dessen ernster und strenger Charakter ihm unbequem zu werden anfing, da jener mit der Freiheit eines unabhängigen Ministers seinen Souverän wegen dessen Schwächen und Veränderlichkeit tadelte.

Durch viele Bemühungen, durch dieses Fallenlassen eines Ministers und hauptsächlich durch Nebeneinflüsse, z. B. die Bitten der Königin, die Reden des Prinzen Louis, die Kriegslust des jungen preußischen Generalstabes bedeutete man endlich den König, besiegte Haugwitz und gelangte dahin, daß Beide in die Ansichten der Koalition eingingen. Aber so sehr Friedrich Wilhelm sich auch beherrschen ließ, so wollte er sich doch ein letztes Mittel vorbehalten, den neuen Verpflichtungen zu entgehen, und er nahm daher auf Haugwitz's Rath einen Plan an, der ihm noch einige Illusionen über sein verpfändetes Wort gestattete und auf eine Vermittelung hinauslief, also auf jene große Heuchelei, hinter der damals alle Mächte ihre Koalitionspläne gegen Frankreich verbargen. Es war die Form, an die Preußen drei Monate früher gedacht hatte, als es sich mit Napoleon um den Preis von Hannover verbinden wollte, es war die Form, deren es sich jetzt bediente, da es sich um ein Bündniß mit Alexander handelte, für das wieder Hannover den Preis bilden sollte.

Preußen sollte sich auf die Unmöglichkeit stützen, zwischen erbitterten Gegnern, die selbst sein Gebiet nicht achteten, in Ruhe zu leben und sich zur Intervention bereit erklären, um die Mächte zum Frieden zu zwingen. Bis dahin war Alles gut, aber wie sollten die Bedingungen dieses Friedens sein? Das war die ganze Frage. Wenn Preußen bei den mit Napoleon unterzeichneten Verträgen blieb, in denen es den gegenwärtigen Zustand des französischen Reichs garantirt und dieselbe Zusicherung für sich bekommen hatte, so war nichts zu erinnern. Aber es war nicht fest genug, an dieser Grenze inne zu halten und loyal zu bleiben. Es wollte als Friedensbedingungen eine neue Abgrenzung der österreichischen Besitzungen in der Lombardei vorschlagen, wodurch diese von

der Etsch an den Mincio vorrückten (so daß also das Königreich zerstückelt werden mußte), ferner eine Entschädigung für den König von Sardinien und außerdem die von Napoleon selbst für den Fall eines allgemeinen Friedens angenommenen Bedingungen, nämlich die Unabhängigkeit Neapels, der Schweiz und Hollands.

Dies war eine förmliche Verletzung der zwischen Frankreich und Preußen gegenseitig verabredeten Garantie.

Die Oesterreicher und Russen hätten gern mehr erlangt, aber da sie wußten, daß Napoleon in diese Bedingungen nie willigen werde, so waren sie sicher, schon mit dem, was sie erlangt hatten, Preußen in den Krieg zu verwickeln.

Auch über eine andere Schwierigkeit gingen sie hin, damit alle Hindernisse verschwinden möchten. Friedrich Wilhelm wollte zu Napoleon nicht im Namen aller seiner Feinde sprechen, namentlich nicht im Namen Englands, da er sich gegen diese Macht oft so vertraulich ausgesprochen hatte. Er sprach daher den Wunsch aus, England bei seiner Vermittelung nicht nennen zu brauchen, weil er nur mit dem Kontinentalfrieden zu thun haben wolle, sagte er. Auch hierin willigte man, immer aus dem Motive, daß er auch so schon in den Krieg verwickelt werde. Endlich verlangte er ein letztes Zugeständniß, das wichtigste und bedenklichste, nämlich, daß die Frist, nach deren Verlauf Preußen zum Handeln sich verpflichte, um einen Monat verlängert werde. Auf der einen Seite erklärte der Herzog von Braunschweig, der in Kriegssachen stets die Entscheidung gab, daß die Armee nicht eher als im Dezember bereit sein könne; auf der andern Seite rieth Haugwitz zum Aufschub, um erst zu sehen, wie die Dinge an der Donau sich gestalten würden. Bei einem Feldherrn wie Napoleon, konnte die Entscheidung nicht lange dauern, und

wenn man blos einen Monat gewann, so hatte man Aussicht, durch eine unerwartete und entscheidende Lösung der Verlegenheit entzogen zu werden. Es wurde daher verabredet, daß Preußen einen Monat später, nachdem Haugwitz mit dem Vermittelungsvorschlage Berlin verlassen haben werde, in das Feld zu rücken verpflichtet sei, wenn Napoleon bis dahin keine befriedigende Antwort ertheilt habe. Man konnte leicht noch einige Tage gewinnen, wenn man die Abreise Haugwitzs unter verschiedenen Vorwänden verzögerte, und außerdem vertraute Friedrich Wilhelm zu der Klugheit und Vorsicht seines Unterhändlers, daß die ersten Unterredungen mit Napoleon den Bruch noch nicht unvermeidlich machen würden.

Diese Bedingungen, der preußischen Redlichkeit unwürdig — denn sie widersprachen, wie wir hiermit wiederholen, feierlichen Verträgen, durch die Preußen schöne Gebiete erlangt hatte — wurden in eine doppelte Erklärung aufgenommen, die in Potsdam am 3. November unterzeichnet wurde. Der Text ist nie bekannt geworden, aber Napoleon lernte später den Inhalt kennen. Diese Erklärung hat den Namen des Vertrags von Potsdam behalten. Ohne Zweifel hatte Napoleon gegen Preußen Fehler begangen, denn wenn er diesen Staat auch sehr bevorzugte, so hatte er doch mehr als eine Gelegenheit vorübergehen lassen, ihn unwiderruflich an sich zu fesseln. Aber er hatte ihn mit soliden Gunstbezeigungen überhäuft und war gegen ihn stets redlich gewesen.

Alexander und Friedrich Wilhelm bewohnten gemeinschaftlich Potsdam. In diesem schönen Ruheorte Friedrichs des Großen begeisterten sie sich gegenseitig und schlossen dort jenen Vertrag, der den Interessen Preußens so sehr zuwider war. Haugwitz war in Verzweiflung, ihn unterzeichnet zu haben und entschuldigte sich in seinen Augen nur mit der Hoff-

nung, ihn später umgehen zu können. Der König wußte nicht, wohin man ihn führe. Um ihn ganz zu betäuben, hatte Alexander, wie man sagt, in Uebereinstimmung mit der Königin, den Plan entworfen, das kleine Gewölbe in der protestantischen Kirche zu Potsdam zu besuchen, das die Reste des großen Friedrich enthält. In diesem Gewölbe, das sich in einem Pfeiler der Kirche befindet, eng und fast dürftig ist, stehen zwei hölzerne Särge, der Friedrich Wilhelms des Ersten und der des großen Friedrich. Alexander begab sich dorthin mit dem jungen König, vergoß Thränen, schloß seinen Freund in die Arme und ließ ihn auf dem Sarge Friedrichs des Großen das Gelübde ewiger Freundschaft ablegen. Nie wollten sie ihre Sache, ihr Schicksal von einander trennen. Tilsit sollte die Gültigkeit eines solchen Eides bald beweisen.

Diese Szene, die in Berlin und ganz Europa bald bekannt wurde, bestärkte die Meinung, daß zwischen den beiden jungen Monarchen ein enges Bündniß bestehe.

England, von der Veränderung der Dinge in Preußen und dem glücklichen Ausgange der Unterhandlungen unterrichtet, sah darin ein Hauptereigniß, welches das Schicksal Europas entscheiden könne. Der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Lord Harrowby, reiste daher auf der Stelle ab, um zu unterhandeln. Das Kabinet von St. James war dem preußischen Hofe gegenüber nicht schwierig und bewilligte demselben Alles. Es gab seine Zustimmung, daß England bei der Vermittelung, die Haugwitz im Lager Napoleons versuchen wollte, nicht genannt werde, und hielt für das preußische Heer Subsidien in Bereitschaft, da es nicht zweifelte, daß dasselbe binnen einem Monat am Kriege Theil nehmen werde. Das englische Kabinet war, was die dem Hause Brandenburg versprochene Gebietsvergrößerungen betraf, zu vielen Kon=

zessionen bereit, aber es lag nicht in seiner Macht, Hannover, die geliebte Erbschaft Georgs III., zu überliefern. Pitt hätte dieses Land gern geopfert, denn die englischen Minister betrachteten Hannover stets als eine Last für England. Als Ersatz dafür bot man ein nicht so bequem gelegenes, aber beträchtlicheres Land, nämlich Holland. Dieses Holland, das alle Höfe den Sklaven Frankreichs nannten und dessen Unabhängigkeit so energisch gefordert wurde, warf man jetzt Preußen zu Füßen, um dieses an die Koalition zu knüpfen und von Hannover abzulenken. Die Holländer mögen darnach beurtheilen, wie aufrichtig die europäische Zuneigung zu ihnen ist.

Diese Verhältnisse konnten zwischen Preußen und England später geordnet werden. Vor der Hand mußte man aus dem Vertrage von Potsdam dessen wesentliche Konsequenz ziehen, d. i. Preußen für die Koalition gewinnen. Die Oesterreicher und Russen drängten daher Haugwitz zur Abreise, und während er seine Vorbereitungen traf, brach der Kaiser am 5. November nach zehntägigem Aufenthalte nach Weimar auf, um dort seine Schwester, die Großherzogin zu besuchen, eine Prinzessin von hohem Verdienst, die dort, von den größten Dichtern Deutschlands umgeben, lebte und in dem schönen Verkehr ihr Glück fand. Die Trennung der beiden Monarchen war, wie ihr erstes Zusammentreffen an den Thoren von Berlin, von Umarmungen und Freundschaftsbezeigungen begleitet, die man so augenfällig als möglich zu machen suchte, wenigstens auf der einen Seite. Alexander reiste zum Heer und es umgab ihn das Interesse, das sich gewöhnlich an einen solchen Abschied knüpft. Man begrüßte in ihm einen jungen Helden, der sich für die gemeinschaftliche Sache der Könige den größten Gefahren aussetze.

Während dieser Zeit waren Laforest und Duroc gänzlich verlassen. Der Hof behandelte sie mit einer beleidigenden Kälte. Obgleich man sich über den Vertrag von Potsdam zu schweigen versprochen hatte, so konnten die Russen ihre Zufriedenheit doch nicht verbergen und sagten laut zu Jedermann, daß Preußen sich ihnen unwiderruflich angeschlossen habe. Ueberdies sprach ihre Freude schon laut genug, und verband man damit die stattfindenden militairischen Rüstungen und die Beweglichkeit des alten Herzogs von Braunschweig, so errieth man leicht den Erfolg, den Alexander in Potsdam errungen hatte. Hardenberg, der die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten mit Haugwitz theilte, zeigte sich den französischen Unterhändlern nicht mehr, während Haugwitz sie häufiger empfing. Als sie ihn fragten, welche Wichtigkeit man den russischen Reden beilegen dürfe, verwahrte er sich gegen alle im Publikum verbreitete Annahmen. Er gestand einen Plan zu, der, wie er sagte, für sie nichts Neues haben werde, nämlich den Plan einer Vermittelung. Als sie fragten, ob diese Vermittelung eine bewaffnete, mithin eine aufgezwungene sein werde, gab er die ausweichende Antwort, daß die Vorstellungen seines Hofes bei Napoleon der Dringlichkeit der Umstände angemessen sein würden. Als sie endlich nach den Bedingungen dieser Vermittelung fragten, antwortete er, sie würden gerecht, gemäßigt, dem Ruhme Frankreichs angemessen sein, und er gebe davon den besten Beweis, indem er sie selbst an Napoleon überbringe.

Das waren die Erklärungen, die man vom Berliner Kabinet empfing. Klar war nur, daß man Schlesien den Russen öffne, um den Durchmarsch unserer Truppen durch Anspach zu bestrafen, und daß Hannover von einer preußischen Armee besetzt werden solle. Da Frankreich in der Festung

Hameln eine Besatzung von 6000 Mann hatte, so versprach Haugwitz, ohne sich übrigens darüber auszusprechen, ob man diesen Platz belagern werde, daß man gegen die Franzosen die größte Rücksicht nehmen wolle und auf dieselbe Behandlung rechne.

Duroc sah in Berlin nichts mehr zu thun und reiste nach dem Generalquartier ab. In dieser Zeit, Anfang Novembers, war Napoleon mit der ersten österreichischen Armee fertig und stand in Bereitschaft, sich auf die Russen zu stürzen.

Als er erfuhr, was in Berlin vorgehe, staunte er nicht wenig, denn er war im besten Glauben und hielt den alten Gebrauch noch für bestehend, als er den Durchmarsch durch Anspach befahl. Er hielt den Zorn Preußens nicht für aufrichtig und war überzeugt, daß er nur dazu bestimmt sei, die Schwäche dieses Hofes gegen die Koalition zu bemänteln. Aber nichts vermochte ihn zu erschüttern und er zeigte bei dieser Gelegenheit die ganze Größe seines Charakters.

Man kennt bereits den allgemeinen Plan seiner Operationen. Von den vier gegen das französische Reich gerichteten Angriffen hatten nur die beiden, die von der Lombardei und Baiern aus geschehen sollten, seine Aufmerksamkeit erregt. Indem er Massena die Sorge überließ, die Lombardei zu vertheidigen und die Erzherzöge einige Wochen aufzuhalten, behielt er sich selbst den wichtigern deutschen Kriegsschauplatz vor. Wir haben bereits gesehen, wie er den Raum benutzte, der die Oesterreicher von den Russen trennte, die Erstern umringte und gefangen nach Frankreich schickte. Gegenwärtig wollte er gegen die Zweiten ziehen und sie über Wien zurückdrängen. Durch diese Bewegung wurde Italien frei und die im Norden und Süden von Europa vorbereiteten Angriffe sanken zu unbedeutenden Diversionen herab.

Indessen konnte Preußen diesen Plan ernstlich stören, wenn es sich über Franken und Böhmen Napoleon in den Rücken warf, während er nach Wien marschirte. Ein gewöhnlicher General würde auf die Nachricht von den Vorgängen in Berlin plötzlich Halt gemacht, um nicht im Rücken gefaßt zu werden, eine Stellung näher am Rhein genommen und in dieser Position an der Spitze seiner Streitkräfte die Folgen des Vertrags von Potsdam erwartet haben. Wenn er aber so handelte, so machte er die Gefahren, die jetzt nur wahrscheinlich waren, gewiß, so gab er den vereinigten Heeren unter Kutusow und Alexander Zeit, ihre Vereinigung zu bewirken, dem Erzherzog Karl Zeit, von der Lombardei nach Baiern zu ziehen, um zu den Russen zu stoßen, den Preußen Zeit und Muth, unannehmbare Bedingungen zu stellen und in die Schranken zu treten. Binnen einem Monat konnten 120,000 Oesterreicher, 100,000 Russen, 150,000 Preußen in der Oberpfalz oder in Baiern ihm gegenüberstehen, so daß er von doppelt starken Streitkräften erdrückt wurde. Der weiseste, wenn auch anscheinend kühnste Entschluß war der, bei seinem Plane mehr denn jemals zu beharren, d. h. vorwärts zu gehen, die Hauptheere der Koalition gegen das östliche Ende Deutschlands zu drücken, in Wien die preußischen Anträge zu erwarten und als Antwort auf seine Siege hinzudeuten. Fügen wir hinzu, daß solche großen Entschlüsse, unter denen gewöhnliche Menschen erliegen würden, für große Männer geschaffen sind, daß sie überdies nicht blos einen überlegenen Geist, sondern auch eine absolute Macht voraussetzen, denn um zur rechten Zeit vor- oder zurückgehen zu können, muß man den Mittelpunkt jeder Bewegung, jeder Intelligenz, jedes Willens, muß man General und Oberhaupt des Reichs, Napoleon und Kaiser sein.

Diese Sprache Napoleons gegen Preußen war seinem gefaßten Entschlusse angemessen. Weit davon entfernt, sich wegen der Verletzung des preußischen Gebiets zu entschuldigen, berief er sich einfach auf die ältern Verträge, indem er sagte, wenn diese Verträge abgelaufen seien, so habe man ihn davon benachrichtigen müssen; die Klage diene übrigens blos zum Vorwande, er sehe wohl, daß seine Feinde in Berlin den Sieg davon trügen; er wolle keine freundschaftlichen Erörterungen mehr mit einem Fürsten, der seine Freundschaft unbezahlbar genannt habe; der Zeit und den Ereignissen überlasse er die Sorge, statt seiner zu antworten, aber in einem Punkte, in Allem, was die Ehre betreffe, sei er unbeugsam; seine Adler duldeten keine Schmach; sie befänden sich in einer der Festungen Hannovers, in Hameln; der General Barbou werde sich dort bis zum Aeußersten vertheidigen und zu rechter Zeit Hülfe bekommen; mit ganz Europa kämpfen zu müssen, sei für Frankreich weder neu, noch schrecklich; er selbst könne bald von der Donau zur Elbe eilen, wenn man ihn herausfordere, und dann würden seine neuen, wie seine alten Feinde bereuen, die Würde seines Reiches angetastet zu haben. Der General Barbou erhielt folgenden Befehl, der der preußischen Regierung mitgetheilt wurde.

„An den Divisionsgeneral Barbou.

Augsburg, am 24. Oktober 1806.

Ich weiß nicht, was sich vorbereitet, aber sollte eine Macht, und wäre es auch eine solche, die mir den Krieg nicht erklärt hat, ein Heer nach Hannover schicken, so müssen Sie Widerstand leisten. Da Sie es mit einer Armee nicht aufnehmen können, so schließen Sie sich in die Festungen ein und lassen Niemand heran. Ich werde den in Hameln ein-

geschlossenen Truppen zu Hülfe zu kommen wissen. Meine Adler haben niemals eine Beschimpfung geduldet. Ich hoffe, daß Ihre Soldaten Ihrer Waffengefährten würdig sein und ihre Ehre, das schönste und kostbarste Eigenthum der Nation, vertheidigen werden.

Sie dürfen die Festung nicht anders übergeben, als auf einen Befehl von mir, den einer meiner Adjutanten überbringt.

Napoleon."

Napoleon war von Ulm nach Augsburg und von da nach München gegangen, um seine Anordnungen für den Marsch zu treffen.

Ehe wir ihm in diesem langen und unermeßlichen Thale der Donau folgen und alle Hindernisse, die ihm der Feind und der Winter entgegenstellen, überwinden sehen, müssen wir einen Augenblick die Augen auf die Lombardei richten, wo Massena die Oesterreicher so lange aufhalten sollte, bis Napoleon durch seinen Marsch auf Wien ihre Stellung an der Etsch unhaltbar machen würde.

Napoleon und Massena kannten Italien genau, denn Beide hatten dort ihren Ruhm begründet. Die Instruktionen, die für diesen Feldzug ertheilt worden waren, machten Beiden Ehre. Napoleon hatte als Prinzip aufgestellt, daß 50,000 Franzosen, auf einen Fluß gestützt, 80,000 Feinde nicht zu fürchten hätten. Er verlangte von ihm blos Eins, nämlich die Etsch so lange zu behaupten, bis er durch sein Vorgehen in Baiern (welches den nördlichen Abhang der Alpen bildet, wie die Lombardei den südlichen) über die Stellung der Oesterreicher hinausgekommen sei und sie zum Rückzug gezwungen habe. Massena sollte mit allen seinen Streitkräften

am obern Theile der Etsch bleiben, den linken Flügel auf die Alpen gestützt, und die Oesterreicher in die Gebirge zurückwerfen, wenn sie aus den Schluchten von Tyrol hervorbrachen. Kamen sie von der untern Etsch, so wartete er, bis sie das Sumpfland der untern Etsch und des Po zwischen Legnago und Venedig erreicht hatten, warf sich dann in ihre Seiten und stürzte sie in die Lagunen. Blieb man auf diese Weise in eine Masse vereinigt am Fuße der Alpen, so hatte man nichts zu fürchten, mochte nun der Angriff von oben oder von unten her ausgeführt werden. Entsagte der Feind dagegen dem Angriff, so mußte man selbst vorgehen, die Etschbrücke bei Verona in der Nacht nehmen und die Höhen von Kaldiero angreifen. Die Feldzüge Napoleons boten Muster dar, wie man sich auf diesem Kriegsschauplatze in allen Fällen benehmen mußte.

Massena war nicht der Mann, zwischen Angriff und Vertheidigung zu schwanken. Das erste System sagte seinem Charakter und seinem Geist allein zu. Er hatte ein solches Vertrauen, daß er sich mit 50,000 Franzosen nicht auf die Vertheidigung beschränken zu müssen glaubte, wenn auch 80,000 Oesterreicher und noch dazu unter dem Erzherzog Karl ihm gegenüber ständen. Demnach ging er in der Nacht vom 17. auf den 18. Oktober, nachdem er von den Bewegungen der großen Armee unterrichtet worden war, in der Stille gegen die Brücke des alten Schlosses vor, die im Innern der Stadt liegt. Verona wird von der Etsch in zwei Theile geschieden, wie man weiß. Der eine Theil gehörte den Franzosen, der andere den Oesterreichern. Die Brücken waren abgebrochen, die Zugänge wurden durch Pallisaden und Mauern vertheidigt. Nachdem Massena die Mauer, welche ihm den Zugang zu der Brücke des alten Schlosses

verwehrte, hatte sprengen lassen, schickte er Abtheilungen von Voltigeurs auf Schiffen ab, um zu untersuchen, ob die Brückenpfeiler unterminirt seien und um das andere Ufer zu besetzen. Die Pfeiler waren nicht unterminirt und er stellte nun eine Nothbrücke her, ging über die Etsch und kämpfte den ganzen 18. Oktober mit den Oesterreichern. Die Kraft, die ebenso rasche als geheime Ausführung dieses Angriffs waren des ersten Unterfeldherrn Napoleons in den Feldzügen von Italien würdig. Massena war vermöge dieser Operation Herr des ganzen Laufes der Etsch, konnte nach Bedürfniß auf beiden Ufern operiren und brauchte nicht mehr zu fürchten, von den Feinden durch das Erzwingen eines Ueberganges überrascht zu werden, denn er war jetzt im Stande, eine solche Operation, wo sie auch stattfinden möchte, zu unterbrechen. Ehe er die Offensive öffentlich ergriff und definitiv auf das österreichische Gebiet überging, wollte er erst entscheidende Nachrichten von der Donau abwarten.

Diese Nachrichten trafen am 28. Oktober ein und erfüllten die Armee von Italien mit Freude und Kampfbegier. Massena ließ sie seinen Truppen unter Kanonendonner verkündigen und beschloß, auf der Stelle vorwärts zu gehen. Am andern Tage führte er die Divisionen Gardanne, Duchesne und Molitor über die Etsch, warf die Oesterreicher zurück und dehnte sich auf der Ebene von San Michele aus, die zwischen Verona und dem verschanzten Lager von Kaldiero liegt. Er wollte dieses furchtbare Lager angreifen, obgleich er eine Armee vor sich hatte, die viel stärker war als die seinige und sich auf Stellungen stützte, welche Natur und Kunst außerordentlich stark gemacht hatten. Der Erzherzog kannte seinerseits die außerordentlichen Erfolge der großen Armee und setzte voraus, daß er bald werde zurückgehen müssen, um Wien

Hülfe zu bringen, wollte aber nicht als Besiegter scheiden. Er strebte, einen entscheidenden Vortheil davon zu tragen, damit er ungestört sich zurückziehen und die Straße wählen könne, die der allgemeinen Stellung der Verbündeten am besten entspreche. Die beiden Gegner mußten daher um so heftiger auf einander stoßen, als sie denselben Entschluß hatten, auf das Aeußerste zu kämpfen.

Massena hatte die letzten Absenker der Tyroler Alpen vor sich, die in der Nähe des Dorfes Kaldiero in der Ebene von Verona sich verlieren. Zu seiner Linken waren die Höhen von Kolognona mit regelmäßigen Verschanzungen bedeckt und mit zahlreicher Artillerie versehen. Im Zentrum und in der Ebene befand sich das Dorf Kaldiero, von der großen lombardischen Straße durchschnitten, die über Friaul nach Oesterreich führt. Auf diesem Punkte war das Terrain geschlossen und bebaut und von einem großen Theil des österreichischen Fußvolks besetzt. Zur Rechten zogen sich die flachen und sumpfigen Ufer der Etsch hin, in allen Richtungen von Gräben und Dämmen, auf denen Geschütze standen, durchschnitten. Links verschanzte Berge, im Mittelpunkte eine große Heerstraße von Gebäuden begrenzt, rechts die Sümpfe und die Etsch, überall Festungswerke, dem Boden angemessen, mit Geschütz besetzt und von 80,000 Mann vertheidigt, das war das verschanzte Lager, das Massena mit 50,000 Mann angreifen wollte. Den Helden von Rivoli, Zürich und Genua vermochte nichts einzuschüchtern. Am 30. Morgens ging er in Kolonne auf der großen Straße vor. Der General Molitor sollte mit seiner Division die furchtbaren Höhen von Kolognona wegnehmen; er selbst übernahm mit den Divisionen Duchesne und Gardanne den Angriff des Zentrums längs der großen Heerstraße. Da er für gerathen hielt, dem

durch seine Zahl und seine Stellung überlegenen Feinde eine lebhafte Besorgniß für einen seiner Flügel einzuflößen, so gab er dem General Berthier den Auftrag, sich mit 10,000 Mann auf die äußerste Rechte der französischen Armee zu begeben, mit 10,000 Mann über die Etsch zu setzen, den linken Flügel des Erzherzogs zu umgehen, und ihm sodann in den Rücken zu fallen. Wenn diese Operation gut ausgeführt wurde, so war sie ein so starkes Detachement werth, aber es war gewagt, einem Unterfeldherrn den Uebergang über einen Fluß anzuvertrauen, und wenn diese 10,000 Mann auf dem rechten Flügel nicht sehr gut benutzt wurden, so konnten sie im Zentrum sehr fehlen.

Mit Tagesanbruch ging Massena vor und trieb den Feind auf allen Punkten zurück. Der General Molitor, einer der geschicktesten und tapfersten Offiziere des Heeres, ging kaltblütig bis zum Fuße der Höhen von Kolognona vor und erstieg die ersten Abhänge trotz eines furchtbaren Feuers. Während der Obrist Teste an der Spitze des fünften Regiments vorging, verließ der Graf Bellegarde mit allen seinen Streitkräften die Schanzen, um dieses Regiment anzugreifen. Der General Molitor, die Größe der Gefahr sogleich erkennend, stürzte sich mit dem sechsten Linienregiment, das er allein bei der Hand hatte, auf die Kolonne des Generals Bellegarde, ohne die Feinde zu zählen. Er griff diese Kolonne so heftig an, daß er ihre Fortschritte hemmte. Während dieser Zeit war der Obrist Teste in eine der Schanzen eingedrungen und hatte die Fahne des fünften Regiments aufgepflanzt, deren Adler eine Kugel entführte. Aber die Oesterreicher kehrten im Sturmschritt zurück und nahmen die Schanze wieder. Auf diesem Punkte blieben die Franzosen im Angesicht der feindlichen Verschanzungen stehen, ohne sie nehmen

zu können. Es war ein Wunder, daß sie mit so wenig Leuten so viel gewagt und keine Niederlage erlitten hatten.

Im Zentrum hatte der Erzherzog Karl die Masse seiner Streitkräfte aufgestellt. An der Spitze befand sich eine Reserve von Grenadieren, in deren Reihen drei Erzherzöge kämpften. Bereits waren die Generale Duchesne und Gardanne bei Kaldiero angelangt, nachdem sie die große Straße gereinigt und die dieselbe umgrenzenden Umzäunungen eine nach der andern genommen hatten. Der Erzherzog wählte diesen Augenblick, um die Offensive zu ergreifen. Er trieb die Angreifenden zurück und marschirte in offener Kolonne auf der Straße, das beste österreichische Fußvolk an der Spitze. Diese Kolonne, die immer vorwärts rückte, wie früher jene von Fontenois, war bereits über die französischen Detachements hinausgekommen, die rechts und links in den Umzäunungen verbreitet waren, und konnte sich Vagos bemächtigen, was für die Franzosen dasselbe war, wie für die Oesterreicher Kaldiero, der Stützpunkt ihres Zentrums. Aber Massena war herbeigeeilt. Er vereinigte seine Divisionen, stellte sein ganzes verfügbares Geschütz auf der Straße auf, ließ die tapfern österreichischen Grenadiere mit Kartätschen beschießen, griff dann an der Stirn und in der Seite mit dem Bajonnet an und zwang sie nach einem wüthenden Kampfe, bei dem er selbst wie ein gewöhnlicher Soldat im Feuer war, zum Rückzuge. Er trieb sie über Kaldiero hinaus und gewann so viel Boden, daß er in die ersten feindlichen Verschanzungen eindrang. Wenn in diesem Augenblicke der General Berthier seiner Aufgabe nach über die Etsch gegangen wäre oder wenn Massena nur die 10,000 Mann gehabt hätte, die auf seinem rechten Flügel nutzlos standen, so nahm er das furchtbare Lager von Kaldiero. Aber der General Berthier, der die Ope=

rationen schlecht leitete, hatte eins seiner Regimenter über den Fluß gesetzt, ohne es gehörig unterstützen zu können und war in seinem Unternehmen vollständig gescheitert. Erst die Nacht trennte die Kämpfenden und deckte mit ihrem Schleier eins der blutigsten Schlachtfelder des Jahrhunderts.

Es bedurfte des Charakters von Massena, um einen solchen Kampf ohne Niederlage durchzuführen. Die Oesterreicher hatten an Todten und Verwundeten 3000 Mann, an Gefangenen 4000 verloren. Die Franzosen zählten an Todten, Verwundeten und Gefangenen 3000 Mann. Man bivouakirte auf dem Schlachtfelde, Feind und Freund untereinander, Alles in der schrecklichen Verwirrung. In der Nacht ließ der Erzherzog sein Gepäck und sein Geschütz zurückgehen und am andern Tage begann er selbst seine retrograde Bewegung, indem er die Franzosen mit seiner Nachhut beschäftigte. Ein Korps von 5000 Mann unter General Hillinger wurde im Interesse des Rückzuges geopfert. Man ließ ihn von den Höhen herabsteigen, um im Rücken von Verona unsere Armee zu beunruhigen, während der Erzherzog seinen Marsch antrat. Der General Hillinger konnte sich nach dieser vielleicht zu weit getriebenen Demonstration nicht mehr zurückziehen und wurde mit seinem ganzen Korps gefangen. Auf diese Weise hatte Massena in drei Tagen 11 — 12,000 Feinde getödtet oder gefangen.

Er faßte auf der Stelle den Entschluß, den Erzherzog zu verfolgen. Aber der österreichische Fürst hatte zu viel für sich, seine 70,000 Mann der besten Soldaten, seine Erfahrung, sein Talent, den Winter, die ausgetretenen Flüsse deren Brücken er abbrach. Massena konnte nicht hoffen, ihm eine Niederlage zuzufügen, nichtsdestoweniger aber beschäftigte er

ihn so sehr, daß er gegen die große Armee nicht ohne freie Wahl zu operiren vermochte.

Dieser zweite Theil von Napoleons Plan war mithin ebenso pünktlich ausgeführt, als der erste; denn der Erzherzog Karl war zum Rückzuge gezwungen worden, um der bedrohten Hauptstadt Hülfe zu leisten.

Napoleon hatte in München keinen Augenblick verloren, seine Anordnungen zu treffen. Es drängte ihn, den Inn zu überschreiten, die Russen zu schlagen und die Preußen durch neue Erfolge zu entmuthigen. Das Korps des Generals Kutusow, das ihm gegenüber stand, war beim Beginn des Feldzuges höchstens 50,000 Mann stark, obgleich es nach den Versprechungen Rußlands viel zahlreicher hätte sein sollen. Auf seinem Marsche von Mähren nach Baiern hatte es 5 — 6000 Mann an Kranken und Nachzüglern verloren, war aber durch Kienmayer, der Ulm vor der Einschließung dieses Platzes verlassen hatte, verstärkt worden. Meerfeldt hatte diesem Detachement einige Truppen zugeführt und den Oberbefehl übernommen. Das Ganze konnte sich auf 25,000 Soldaten ungefähr erheben, theils Russen, theils Oesterreicher. Dies war wenig genug, um die Monarchie gegen 150,000 Franzosen zu schützen, von denen 100,000 in einer einzigen Masse marschirten. Der General Kutusow befehligte dieses Heer. Er war ziemlich bejahrt, in Folge einer Kopfwunde des Gebrauches des einen Auges beraubt, wohl beleibt, träge, sittenlos, habgierig, aber scharfsinnig, ebenso fein von Geist als schwerfällig von Körper, im Kriege glücklich, am Hofe geschickt und sehr befähigt, den Oberbefehl in einer Lage zu führen, bei der auf Klugheit und Glück Alles ankam. Seine Unterfeldherren waren mittelmäßig, drei, Bagration, Doctorow und Miloradowitsch, ausgenommen. Der Fürst Bagration war ein Geor-

gier von hohem Muth, der durch Erfahrung ersetzte, was ihm an Kenntnissen abging und stets mit den schwierigsten Rollen beauftragt wurde. Der General Doctorow war ein besonnener, bescheidener, unterrichteter und charakterstarker Offizier. Der General Miloradowitsch war ein Serbier von glänzendem Muth, besaß aber gar keine militairischen Kenntnisse, lebte unordentlich und vereinigte alle Laster der Barbarei mit allen Lastern der Zivilisation. Der Charakter der russischen Soldaten entsprach jenem der Generale. Sie hatten einen wilden und schlecht geleiteten Muth. Ihre Artillerie war schwerfällig, ihre Reiterei mittelmäßig. Mit einem Worte, Generale, Offiziere und Soldaten bildeten ein Heer, das unwissend war, aber durch seinen Muth sich furchtbar machen konnte. Die russischen Truppen haben seitdem von uns das Kriegführen gelernt und verbinden jetzt mit dem Muthe auch das Wissen.

Der General Kutusow war mit dem Unglück von Ulm bis auf den letzten Augenblick unbekannt geblieben, denn der Erzherzog Ferdinand wie der General Mack meldeten bis zuletzt blos von Erfolgen. Die Wahrheit wurde nicht eher bekannt, als bei der Ankunft des Generals Mack, der die Zerstörung des österreichischen Hauptheeres in Person ankündigte. Kutusow erklärte nun dem Kaiser Franz, der in das russische Generalquartier geeilt war, daß er seine Hauptstadt opfern müsse. Er wollte sich so rasch als möglich der Gefahr entziehen, die ihn selbst bedrohte und auf das linke Donauufer gehen, um sich mit den russischen Reserven zu vereinigen, die durch Böhmen und Mähren heranzogen. Der Kaiser Franz und dessen Kriegsrath dagegen wollten Wien nur im äußersten Nothfalle opfern, und hegten die Hoffnung, wenn sie den Marsch Napoleons durch alle die Mittel, welche der Vertheidigungskrieg bietet, aufhielten, so könnten der Erzherzog Karl

und die russischen Reserven herankommen und mit diesen vereinigten Streitkräften könne man eine Schlacht liefern, die vielleicht die Hauptstadt und die Monarchie rette. Der General Kutusow fügte sich den Wünschen des Hauptverbündeten seines Herrn und versprach, den Franzosen jeden Widerstand entgegenzusetzen, der nicht zu einer großen Schlacht führe. Er wollte alle Flüsse benutzen, die von den Alpen der Donau zueilen, um den Marsch der Franzosen aufzuhalten. Zu diesem Zwecke genügte es, wenn man die Brücken abbrach und den Uebergang mit starken Abtheilungen streitig machte. Dieses Vertheidigungssystem wurde noch durch den Umstand begünstigt, daß alle Gewässer angeschwollen waren, einen reißenden Lauf hatten und viele Eisstücke mit sich führten.

Napoleon hatte seinen Marsch auf folgende Weise geordnet. Er mußte zwischen der Donau und der Alpenkette marschiren, auf einer Straße, die von dem Flusse und den Gebirgen eingeengt war. Das Vorrücken mit einem zahlreichen Heere auf dieser schmalen Straße bot in Beziehung auf den Lebensunterhalt Schwierigkeiten dar und war zugleich gefährlich, denn abgesehen von dem Erzherzog Karl, der von der Lombardei nach Baiern ziehen und sich in unsere Flanke werfen konnte, standen in Tyrol unter dem Erzherzog Johann 25,000 Mann. Napoleon faßte daher den weisen Entschluß, Ney mit der Eroberung von Tyrol zu beauftragen. Er schrieb diesem Marschall vor, Ulm zu verlassen und über Kempten in Tyrol einzudringen, wodurch die in diesem langgedehnten Lande vertheilten Truppen in zwei Theile getrennt wurden. Derjenige Theil, der im rechten Flügel des Marschalls stand, sollte nach Vorarlberg und dem Bodensee zurückgeworfen werden, wo unterdessen Augereau mit seinem Korps eintreffen mußte. Da die Division Dupont mit Murat zur

Verfolgung des Erzherzogs Ferdinand beigetragen hatte, so verfügte Ney blos noch über 10,000 Mann. Aber Napoleon vertraute seinem Muthe und den 14,000 Mann unter Augereau. Wenn Tyrol auf diese Weise besetzt war, sollte Bernadotte in das Gebiet von Salzburg eindringen. Dieser erhielt Befehl, von München nach dem Inn zu ziehen und bei Wasserburg oder Rosenheim über den Fluß zu setzen. Der General Marmont sollte Bernadotte unterstützen. Napoleon sicherte sich auf diese Weise zwei Vortheile, erstens daß er sich gegen die Alpen hin vollständig deckte und dann, daß er den obern Lauf des Inns gewann, wodurch die österreichisch-russische Armee verhinderte wurde, den untern Lauf des Flusses gegen die große Armee zu vertheidigen. Was ihn selbst betraf, so wollte er mit dem Korps der Marschälle Davout, Soult und Lannes, mit der Reservereiterei und der Garde den Inn von vorn angreifen und zwischen Mühldorf und Braunau überschreiten. Murat hatte Befehl, am 26. Oktober mit den Dragonern der Generale Walther und Beaumont, der schweren Kavallerie des Generals Hautpoul und dem nöthigen Brückenmaterial auf der großen Straße von München nach Hohenlinden auf Mühldorf zu marschiren. Der Marschall Soult sollte ihn einen Tagemarsch weiter rückwärts unterstützen. Der Marschall Davout schlug die Straße links über Freisingen, Dorfen und Neu-Oettingen ein. Lannes, der mit Murat zur Verfolgung des Erzherzogs Ferdinand beigetragen hatte, sollte noch weiter links, als Davout, über Landshut, Vilsbiburg und Braunau marschiren. Die Division Dupont endlich ging über die Donau abwärts, um sich Passaus zu bemächtigen. Napoleon folgte mit seiner Garde Davout und Soult auf der großen Straße von München.

Ehe Napoleon Augsburg verließ, ordnete er ein System

von Vorsichtsmaßregeln an, mit dem wir ihn immer in demselben Maßstabe beschäftigt finden werden, in dem seine Operationen sich ausdehnten. Es hatte bei diesem System den Zweck, auf seiner Operationslinie Stützpunkte zu schaffen, die ihm gleichmäßig im Vorgehen wie beim Rückzuge dienlich sein könnten. Diese Stützpunkte dienten als Festungen und hatten zugleich den Vortheil, unermeßliche Vorräthe aller Art zu enthalten, die einem vorrückenden Heere sehr nützlich, einer im Rückzuge begriffenen Armee unerläßlich sind. Er wählte in Baiern am Lech Augsburg, das eigene Vertheidigungsmittel und die Hülfsquellen darbot, welche sich immer mit einer starken Bevölkerung verbinden. Er ordnete dort die nöthigen Arbeiten an, um den Platz gegen einen Handstreich zu sichern und befahl die Anhäufung von Getreide, Schlachtvieh, Leinen, Schuhen, Munition, wie die Errichtung von Hospitälern. Er bestellte in Nürnberg, Regensburg und München Leinen und Schuhe und bezahlte baar, verlangte aber, daß Alles rasch gearbeitet und nach Augsburg geliefert werde. Augsburg wurde der Hauptpunkt auf der Straße der Truppen, und alle Abtheilungen mußten hier durchmarschiren, um sich mit dem Fehlenden zu versehen. Nachdem diese Maßregeln getroffen waren, setzte sich Napoleon in Bewegung, um seinen Korps zu folgen, die ihm um einen oder zwei Tagemärsche voraus waren.

Die Bewegungen seiner Armee erfolgten wie er sie vorgeschrieben hatte. Am 26. Oktober setzten sie sich insgesammt gegen den Inn in Bewegung. Die Feinde hatten keine einzige Brücke übrig gelassen. Aber überall warfen sich die Soldaten in Kähne, gingen in starken Abtheilungen unter Gewehr- und Kartätschenfeuer über, räumten das entgegengesetzte Ufer und stellten die Brücken her, die der Feind auf

seinem schnellen Rückzuge nur unvollständig zerstört hatte. Bernadotte traf auf wenig Hindernisse und ging am 28. Oktober bei Wasserburg über den Inn. Die Marschälle Soult, Murat und Davout bewerkstelligten ihren Uebergang bei Mühldorf und Neu-Oettingen. Lannes wendete sich nach Braunau, fand dort die Brücke abgebrochen und sandte eine Abtheilung in Kähnen auf das andere Ufer. Diese Truppen zeigten sich an den Thoren von Braunau. Wie staunten unsere Soldaten, als sie diesen Platz offen fanden, der im besten Vertheidigungszustande, vollständig bewaffnet und mit beträchtlichen Hülfsmitteln versehen war. Man bemächtigte sich der Festung auf der Stelle und zog aus einer so auffallenden Thatsache den Schluß, daß der Feind sich in Unordnung zurückziehe.

Napoleon, über eine so wichtige Erwerbung entzückt, eilte persönlich nach Braunau, um sich mit eigenen Augen von dem Werthe dieses Platzes zu überzeugen. Nachdem er ihn gesehen hatte, befahl er, daß ein großer Theil der Hülfsquellen, die anfänglich für Augsburg bestimmt gewesen waren, hierher gebracht werde. Er ließ hier eine Besatzung und ernannte zum Befehlshaber seinen Adjutant Lauriston, der von seiner Seefahrt zurückgekehrt war. Es war nicht ein einfaches Platzkommando, das er ihm übertrug, es war eine Regierung, welche den ganzen Rücken der Armee umfaßte. Die Verwundeten, die Munition, die Vorräthe, die Rekruten, die von Frankreich kamen, die Gefangenen, die man dorthin schickte, Alles mußte durch Braunau gehen.

Vom 29.—30. Oktober hatte man den Inn überschritten und Oberösterreich erreicht. Man drückte jetzt nicht mehr Verbündete, sondern die Erbstaaten des kaiserlichen Hauses. Das Vorrücken wurde gegen eine Bewegung der beiden

Erzherzöge durch Bernadotte in Salzburg, durch Ney in Tyrol gedeckt. Napoleon verlor keinen Augenblick mehr und wollte sich von der Innlinie nach jener der Traun begeben. Vom Inn bis zur Traun hat man, wie in dieser Gegend immer, die Donau links, die Alpen rechts. Es ist ein herrliches Land, der Lombardei ähnlich, blos etwas kälter, da es im Norden der Alpen liegt, und es würde ganz eben sein, wenn sich nicht in seiner Mitte ein großer Berg erhöbe, der Hausruck genannt. Dieses Gebirge ist ein von den Alpen gänzlich abgelöster Felsenkegel, der eine Insel bilden würde, wenn das Land mit Wasser bedeckt wäre. Ist man aber über den Hausruck hinaus, so hat man blos noch eine wellenförmige, mit Holz bedeckte Ebene vor sich, die sich unter dem Namen der Ebene von Wels bis zu den Ufern der Traun ausdehnt. Die Traun fließt in einem Felsenbette zwischen schönen Wäldern und fällt in die Donau bei Linz, der Hauptstadt der Provinz, die militairisch ebenso wichtig ist als Ulm, deshalb auch nach dem Frieden von Paris befestigt wurde.

Napoleon sandte Lannes über Efferding nach Linz, die Marschälle Davout und Soult am Fuße des Hausruck hin, auf der Straße von Ried nach Lambach, nach Wels. Murat ging mit seiner Reiterei immer voraus, die Garde folgte mit dem Hauptquartier. Da Napoleon indessen fürchtete, daß der Feind die Ebene von Wels zum Schlachtfelde wählen könnte, so gab er Marmont den Befehl, Bernadotte in Salzburg zu lassen und sich der Armee zu nähern, so daß er den Feinden in der Seite stand, wenn sie Stellung nehmen wollten, um eine Schlacht zu liefern.

Das erste Jägerregiment erreichte sie vor Ried, griff muthig an und warf sie zurück. Man zog auf Lambach, wo sie Vertheidigungsanstalten trafen, aber nur um Zeit zur

Rettung ihres Gepäcks zu gewinnen. Davout erreichte sie und hatte mit ihnen ein glänzendes Nachtrabsgefecht, entdeckte aber nirgends Vorbereitungen zu einer Schlacht. Der Feind deckte sich durch die Traun, über die er bei Wels ging. Wir zogen in Linz ein, ohne einen Schuß zu thun. Obgleich die Oesterreicher ihre Hauptmagazine geräumt hatten, so ließen sie uns doch noch kostbare Hülfsquellen zurück. Napoleon erreichte Linz am 5. November.

In dieser Stadt eingetroffen, versetzte Napoleon seine Armeekorps von der Traun an die Ens, was ein Leichtes war, denn das Land zwischen diesen beiden Zuflüssen der Donau bietet keine Position dar, von der der Feind hätte Gebrauch machen können. Dieses Land bildet eine niedrige Hochebene, die von Schluchten durchschnitten, mit Gehölz bedeckt ist, und sich nach zwei Seiten, nach der Traun und der Ens zu absenkt. Da die Feinde den Abhang nach der Traun zu, wo wir aufwärts steigen mußten, nicht vertheidigt hatten, so konnten sie nicht daran denken, uns den Abhang nach der Ens zu streitig zu machen, da wir sie doch überall beherrschten. Die Ens wurde daher ohne Hinderniß überschritten.

Sobald Napoleon sein Generalquartier in Linz und seinen Vortrab an der Ens hatte, traf er neue Anordnungen für die Fortsetzung dieser Offensivbewegung, die, wie bereits bemerkt, auf einer engen Ebene zwischen der Donau und den Alpen ausgeführt wurde. Er mußte, ehe er Wien erreichte, sehr vorsichtig sein, denn er marschirte in einer langen Kolonne, deren Schweif, wenn er vom Feinde angegriffen wurde, der Spitze nicht zu Hülfe kommen konnte, und hatte stets einen Flankenangriff zu befürchten, wenn die Erzherzöge plötzlich Italien verließen, um sich nach Oesterreich zu begeben,

wozu als letzte Schwierigkeit noch die Seltenheit der Lebensmittel kam, welche die Russen verzehrt oder verwüstet hatten.

Der größte Nachtheil lag unstreitig in der Möglichkeit, daß die Erzherzöge plötzlich erschienen. Die beiden kriegführenden Massen, die in Oesterreich und der Lombardei thätig waren, standen von Westen nach Osten, die eine unter Napoleon und Kutusow nördlich von den Alpen, die andere unter Massena und dem Erzherzog Karl südlich. War es möglich, daß der Erzherzog Karl sich plötzlich von Massena frei machte, indem er gegen seinen Feind blos einen schwachen Nachtrab stehen ließ, um ihn zu täuschen, daß er quer durch die Alpen marschirte, seinen Bruder von Tyrol unterwegs an sich zog und in Baiern eindrang, sei es nun, um sich mit dem österreichisch-russischen Heere zu vereinigen, sei es, um der großen französischen Armee ganz einfach in die Flanke zu fallen? Obgleich möglich, war es doch nicht wahrscheinlich. Der Erzherzog Karl hatte zwei Straßen. Die erste führte ihn durch Tyrol über Verona, Trient und Innsbruck hinter den Inn, die zweite durch Kärnthen und Steyermark über Tarvis, Leoben und Lilienfeld in die bekannte Stellung von St. Pölten vorwärts von Wien. Wenn man, was die erste Straße betrifft, annahm, der Erzherzog habe sich gleich zur Zeit der Kapitulation von Mack entschlossen, die am 20. stattfand, den Franzosen in Verona erst am 28. bekannt wurde und den Oesterreichern vor dem 25.—26. ein Geheimniß sein mußte; wenn man ferner annahm, daß er vor seinem Aufbruch keine Schlacht geliefert habe, um die französische Armee zurückzuhalten, so hatte er nur die Zeit vom 25.—28., um durch Tyrol zu ziehen und am Inn anzukommen, den Napoleon am 28. und 29. überschritt. Für einen solchen Marsch hatte er augenscheinlich zu wenig Zeit. Was die Straße von

Steyermark betrifft, die er nach der Schlacht von Kaldiero einschlagen konnte, so hätte er Friaul, Kärnthen und Steyermark durchziehen und vom 30. Oktober, dem Tage der Schlacht von Kaldiero, bis zum 6. oder 7. November, zu welcher Zeit Napoleon über die Ens ging, in den Alpen hundert Stunden haben machen müssen. Auch für ein solches Unternehmen würde es ihm an Zeit gefehlt haben. Wenn der Erzherzog Karl Napoleon an einer Defensivstellung an der Donau nicht zuvorkommen konnte, so konnte er auf der andern Seite, indem er sich selbst überholen ließ, die Kette der Alpen durchschreiten und einen Seitenangriff gegen die große Armee ausführen. Mit Soldaten, die an den Sieg gewöhnt, zu kühnen Unternehmungen vorbereitet und fähig waren, sich überall Bahn zu brechen, konnte er ohne Zweifel einen solchen Versuch machen und in den Marsch Napoleons eine plötzliche und ernste Störung bringen, vielleicht sogar entscheidende Erfolge gewinnen, wobei er jedoch selbst Gefahr lief, zwischen zwei Heere (Massena und Napoleon) eingeschlossen zu werden, wie es früher Suwarow auf dem St. Gotthard erging. Zu einem so gefährlichen Unternehmen entschließt man sich nicht, wenn man über ein Heer verfügt, welches die letzte Hülfsquelle einer Monarchie ist.

Nichtsdestoweniger verfuhr Napoleon so, als wenn ein solches Unternehmen wahrscheinlich sei. Die einzige Stellung, welche der Feind zur Deckung von Wien einnehmen konnte, sei es nun, daß Kutusow allein blieb oder mit den Erzherzögen sich vereinigte, war die von St. Pölten. Diese Stellung ist sehr bekannt. Die steyerschen Alpen drängen die Donau nördlich von Mölk nach Krems und schieben ein Vorgebirge vor, das man den Kalenberg nennt, das dicht am Ufer des Flusses endet, so daß kaum Raum für eine Straße bleibt.

Der Kalenberg deckt mit seiner Masse die Stadt Wien, und man muß ihn überschreiten, um zu dieser Hauptstadt zu gelangen. Vor diesem Vorgebirge und halb zur Seite liegt eine ziemlich ausgedehnte Stellung, die ihren Namen von dem benachbarten Ort St. Pölten erhalten hat, und hier kann eine auf dem Rückzuge befindliche österreichische Armee mit Vortheil eine Defensivschlacht liefern. Von der großen Straße, die aus Italien nach Wien führt, trennt sich ein Nebenzweig ab, der über Lilienfeld nahe bei St. Pölten mündet und von den Erzherzögen benutzt werden konnte. Die große hölzerne Donaubrücke von Krems setzte diese Stellung mit beiden Flußufern in Verbindung und gestattete den russischen und österreichischen Reserven, aus Böhmen dorthin zu eilen. Hier mußte folglich Napoleon einer Vereinigung der verbündeten Streitkräfte begegnen, wenn eine solche Vereinigung vorwärts von Wien möglich war. Er traf daher bei seiner Annäherung an diesen Punkt die Vorsichtsmaßregeln, die man von einem General erwarten konnte, der mehr wie jeder Andere Berechnung mit Kühnheit vereinigte. Da das Korps des Generals Marmont zu seiner Rechten stand, so beschloß er dasselbe auf einer fahrbaren Straße, die von Linz nach Leoben führt, nach letzterm Orte zu schicken. Wenn Marmont die Annäherung der Erzherzöge erfuhr, so sollte er auf die große Armee zurückgehen und die äußerste Rechte derselben bilden, in dem Falle aber, daß die Erzherzöge von Friaul direkt nach Ungarn zögen, in Leoben stehen bleiben, und Massena die Hand reichen. Zwischen dieser Straße, der Marmont folgen sollte und der großen Donaustraße, auf der sich das Gros der Armee bewegte, gab es einen Gebirgsweg, der über Waidhofen und St. Gaming nach Lilienfeld führte, jenseits der Stellung von St. Pölten, und mithin dazu dienen

konnte, diese Stelle zu umgehen. Napoleon sandte das Korps des Marschalls Davout dorthin. Das Korps von Bernadotte war in Salzburg nicht mehr nöthig, seit Ney Tyrol besetzt hatte. Napoleon gab ihm Befehl, sich dem Zentrum der Armee zu nähern und ersetzte es durch die Baiern, was den Letztern sehr angenehm war, da sie immer nach Tyrol strebten. Zum Angriff auf die Stellung von St. Pölten bestimmte er die Korps der Marschälle Soult, Lannes, Bernadotte, ferner die Reiterei von Murat und die Garde, was hinreichte, da das Korps von Davout jene Stellung umging.

Napoleon wollte aber auch auf dem linken Donauufer einige Vorsichtsmaßregeln treffen. Bis daher war man nur auf dem rechten Ufer marschirt und hatte das linke vernachlässigt. Man sprach indessen von Truppenzusammenziehungen in Böhmen, die der Erzherzog Ferdinand leitete, der mit einigen tausend Pferden aus Ulm entkommen war. Ebenso sprach man von der zweiten russischen Armee, die Alexander nach Mähren führte. Man mußte daher auf dieser Seite ebenfalls auf der Hut sein. Napoleon, der die Division Dupont nach Passau beordert hatte, befahl ihr, auf dem linken Ufer immer in gleicher Höhe mit der Armee vorwärts zu gehen und auf den böhmischen Straßen Rekognoszirungen vorzuschieben, um zu erfahren, was dort vorginge. Die Holländer, die Marmont verlassen hatten, sollten sich mit der Division Dupont vereinigen. Napoleon hielt dies noch nicht für genug und ließ auch noch die Division Gazan von Lannes' Korps auf das linke Ufer gehen. Beide wurden unter den Oberbefehl des Marschalls Mortier gestellt, und damit sie nicht isolirt blieben, sollte aus den Kähnen, die man auf dem Inn, der Ens, der Traun, der Donau gesammelt hatte, eine zahlreiche Flotille gebildet und mit Lebens-

mitteln, Munition und allen ermüdeten Soldaten beladen werden. Diese Flotille konnte binnen einer Stunde 10,000 M. nach rechts oder nach links werfen, sie verband die beiden Ufer und diente zugleich zur Kommunikation wie zum Transport. An die Spitze dieser Flotille kam der Kapitain Lostanges, Offizier der Gardemarine.

Durch alle diese Maßregeln stellte Napoleon die Nachtheile dieser Offensivbewegung ab, die auf einer schmalen und langen Straße zwischen Donau und Alpen ausgeführt wurde. Er hatte auf diese Weise auf dem Gipfel der Alpen das Korps von Marmont, auf der Hälfte ihrer Höhe das Korps von Davout, an ihrem Fuße längs der Donau die Korps von Soult, Lannes, Bernadotte, die Garde, Murats Reiterei, auf der andern Seite der Donau das Korps von Mortier, und endlich eine Flotille, um die beiden Flußufer zu verbinden und zugleich das schwerste Material weiter zu schaffen. In dieser imposanten Haltung näherte man sich Wien.

In demselben Augenblicke, als man Linz verlassen wollte, traf im Hauptquartier ein Abgesandter des deutschen Kaisers ein. Es war der General Giulay, einer der bei Ulm gefangenen und später entlassenen Offiziere, der das, was Napoleon über seine friedliche Stimmung gesprochen, seinem Herrn erzählt und damit einen gewissen Eindruck gemacht hatte. Der Kaiser Franz ließ durch ihn einen Waffenstillstand vorschlagen. Der General Giulay sprach sich nicht deutlich aus, aber es war klar, daß man Napoleon vor Wien aufhalten wollte, und doch bot man keine Garantie eines nahen und annehmbaren Friedens. Napoleon gab seine Einwilligung mit einem hinreichend beglaubigten Bevollmächtigten, der die nöthigen Opfer zugestehen dürfe, auf der Stelle über den Frieden zu unterhandeln; aber einen Waffenstillstand

gewähren ohne alle Garantie, daß man eine gebührende Kriegsentschädigung bekomme, das hieß, der zweiten russischen Armee Zeit geben, zu der ersten zu stoßen, und die Erzherzöge einladen, sich mit den Russen unter den Mauern von Wien zu vereinigen. Napoleon war nicht der Mann, einen gleichen Fehler zu begehen. Er erklärte daher, daß er vor den Thoren von Wien stehen bleiben werde, wenn man ihm mit aufrichtigen Friedenserklärungen entgegenkomme, daß er aber andern Falls die Hauptstadt besetzen wolle. Giulay schützte die Nothwendigkeit vor, daß man sich mit dem Kaiser Alexander besprechen müsse, ehe man Bedingungen feststelle, die für alle kriegführenden Mächte annehmbar seien. Napoleon antwortete, der Kaiser Franz, der in Gefahr sei, habe nicht Recht, seine Entschlüsse dem Kaiser Alexander unterzuordnen, der nicht in Gefahr sei; er müsse an das Wohl seiner Monarchie denken, sich zu diesem Zwecke mit Frankreich verständigen und der französischen Armee die Sorge überlassen, die Russen nach Hause zu geleiten. Napoleon hatte sich über die Bedingungen nicht ausgesprochen, die ihn zufriedenstellen könnten, aber Jedermann wußte, daß er nach den venetianischen Staaten strebe. Er würde um dieser Staaten willen, die sein Königreich Italien abrundeten, nicht zum Kriege herausgefordert haben, aber da Oesterreich den Krieg angefangen hatte, so war es natürlich, daß er diesen rechtmäßigen Siegespreis zu haben wünschte. Er übergab Giulay übrigens einen Brief an den Kaiser Franz, in dem er sich sanft und höflich, aber doch deutlich genug über die Friedensbedingungen aussprach.

Ehe Napoleon abreiste, empfing er auch den Kurfürsten von Baiern, der ihn in München nicht hatte erreichen können und jetzt nach Linz kam, um seine Dankbarkeit, seine Bewun=

derung, seine Freude und vor allen Dingen seine Hoffnungen auf Gebietsvergrößerung auszusprechen.

Napoleon war in Linz blos drei Tage geblieben, d. h. genau so lange als nöthig war, um seine Befehle zu geben. Seine Korps waren indessen immer vorgerückt, denn nachdem sie am 28. und 29. Oktober den Inn, am 31. die Traun, am 4. und 5. November die Ens überschritten hatten, rückten sie noch an demselben Tage gegen Amstetten und St. Pölten vor. Bei Amstetten wollten die Russen ein Nachtrabsgefecht liefern, um Zeit zur Rettung ihres Gepäcks zu gewinnen. Die große Wiener Straße führte hier durch einen Tannenwald. Die Russen nahmen ihre Stellung in einer Lichtung des Waldes, die rechts und links von der Straße einen gewissen Raum frei ließ. In der Mitte dieses Raumes und nach vorn hin stand die Artillerie der Russen auf Reiterei gestützt, dahinter und an den Wald gelehnt ihr bestes Fußvolk. Murat und Lannes, welche die Dragoner und Oudinots Grenadiere bei sich hatten, stießen auf diese Stellung. Es war das erste Mal, daß sie mit den Russen zusammentrafen und sie wollten jenen zeigen, wie Franzosen sich schlagen. Sie ließen die Dragoner und Jäger auf der großen Straße in Galopp vorgehen, um dem Feinde seine Artillerie und Reiterei zu nehmen. Unsere braven Reiter hatten trotz des Kartätschenfeuers die Stücke bald genommen, die feindliche Reiterei niedergesäbelt und das Terrain gereinigt. Man mußte aber auch das Fußvolk niederwerfen. Diese Aufgabe übernahmen Oudinots Grenadiere. Nach einem äußerst lebhaften Musketenfeuer warfen sie sich mit dem Bajonnet auf die Russen. Diese entwickelten eine seltene Tapferkeit, schlugen sich Mann gegen Mann und benutzten die Dichtigkeit des Gehölzes, um Widerstand zu leisten. Endlich vertrieben sie

unsere Grenadiere aus dieser Stellung und jagten sie in die Flucht, nachdem sie etwa 1000 Mann getödtet, verwundet oder gefangen genommen hatten.

Murat und Lannes setzten mit der immer eifrigen, obgleich den Mühen fast erliegenden Reiterei und mit ihren furchtbaren Grenadieren die Verfolgung des Feindes am 6., 7. und 8. November fort, ohne ihn jemals erreichen zu können. „Die Russen," schrieb Lannes an Napoleon, „fliehen noch schneller, als wir sie verfolgen; diese Elenden werden nie Stand halten, um sich zu schlagen." Am 8. vor St. Pölten angelangt, fanden Lannes und Murat sie in Schlachtordnung aufgestellt und in guter Haltung, als ob sie es zu einem ernstlichen Treffen kommen lassen wollten. Trotz ihres Eifers wagten die beiden Anführer unseres Vortrabs doch nicht, ohne den Kaiser eine Schlacht zu unternehmen. Ueberdies hatten sie dazu keine ausreichenden Mittel. Man blieb den ganzen 8. dem Feinde gegenüber. In der Nähe lag die schöne Abtei Mölk. Dieses reiche Kloster, das hoch oben auf dem steilen Donauufer liegt und das breite Flußbett mit seinen prachtvollen Thürmen überragt, bietet eins der schönsten Schauspiele der Welt dar. Man bestimmte es zum Hauptquartier des Kaisers. Es bot bedeutende Hülfsquellen dar, besonders für die Kranken und Verwundeten.

Murat nahm seine Wohnung auf dem Schlosse Mittrau bei einem Grafen Montecuculi. Hier erfuhr er durch verschiedene Berichte, daß die Russen nicht die Absicht hätten, sich in St. Pölten zu halten. In der That hatten sie einen wichtigen Entschluß gefaßt. Nachdem sie den Marsch der Franzosen verzögert hatten, theils dadurch, daß sie die Brücken zerstörten, theils dadurch, daß sie zahlreiche Nachtrabsgefechte lieferten, nachdem auf diese Weise der Wunsch des Kaisers

von Oesterreich erfüllt war, daß die große Wiener Straße so lange als möglich streitig gemacht werden möge, glaubten die Russen genug gethan zu haben und dachten an ihre eigene Sicherheit. Sie gingen bei Krems über die Donau zurück, an der Stelle, wo dieser Fluß sein Abweichen nach Norden beendet und wieder östlich fließt. Was sie zu diesem Beschlusse hauptsächlich bestimmte, war die Nachricht, daß ein Theil des französischen Heeres auf das linke Donauufer übergegangen sei. Sie mußten in der That fürchten, daß Napoleon seine Streitkräfte plötzlich auf das linke Ufer versetze und sie von Böhmen und Mähren abschneide. Aus diesem Grunde gingen sie bei Krems über die Donau, und verbrannten nach ihrem Uebergange die Brücke. Die Werke, welche zur Vertheidigung der Brücke bestimmt waren und den ausschließlichen Besitz derselben sichern konnten, waren kaum begonnen, und es blieb nichts übrig, als sie zu zerstören. Sie bewerkstelligten ihren Uebergang am 9., und ließen im ganzen Erzherzogthum Oesterreich furchtbare Spuren ihrer Anwesenheit zurück. Sie plünderten, raubten, tödteten sogar, und benahmen sich mit einem Worte, wie wahre Barbaren, so daß die Franzosen von den Einwohnern beinahe als Befreier betrachtet wurden. Ihr Benehmen gegen die österreichischen Truppen war nichts weniger als freundschaftlich. Sie behandelten sie mit der größten Anmaßung und schrieben ihnen die Unfälle dieses Feldzuges zu. Die Sprache, welche die russischen Generale und Offiziere in dieser Beziehung führten, war im höchsten Grade verletzend und keineswegs verdient, und wenn die Oesterreicher auch weniger Festigkeit gezeigt hatten als das russische Fußvolk, so waren sie demselben doch in jeder andern Beziehung überlegen.

Die Oesterreicher trennten sich von den Russen, um zur

Vertheidigung der Brücken von Wien beizutragen, und Meerfeld zog sich mit seinem Korps auf der Straße von Steyer nach Leoben zurück. Der General Marmont folgte ihm auf der Straße von Waidhofen, und der Marschall Davout auf jener von St. Gaming nach Lilienfeld. Die direkte Straße auf Wien lag daher den Franzosen offen, und sie hatten blos zwei Tagmärsche zu thun, um vor den Thoren dieser Hauptstadt zu stehen, ohne daß ihnen der Einzug streitig gemacht werden konnte.

Die Versuchung mußte für Murat groß sein. Es war schwer für ihn, daß er dem Wunsche widerstand, vorzugehen und der Hauptstadt Oesterreichs seine Person zu zeigen, die bei den Revuen wie in den Schlachten immer die hervorragendste war. Noch nie war eine von Westen kommende Armee bis zu der Hauptstadt des deutschen Reiches vorgedrungen. Moreau im Jahre 1800, der General Bonaparte 1797 hatten Beide Waffenstillstand geschlossen, ehe sie Wien erreichten. Blos die Türken waren an den Fuß seiner Mauern gelangt, ohne sie übersteigen zu können. Murat widerstand dieser Versuchung nicht, und marschirte am 10. und 11. auf Wien, indem er die Marschälle Soult und Lannes drängte, ihm zu folgen. Er hütete sich indessen, in die Stadt einzuziehen und blieb bei Bruckersdorf in dem Gebirgsdefilé des Kalenbergs, zwei Stunden von Wien entfernt, stehen.

Dies war eine unnütze und selbst gefährliche Eile. Eine so unvorhergesehene Veränderung, wie sich jetzt im Marsche des Feindes kund gab, verlohnte wohl der Mühe, daß man anhielt, um die Befehle des Kaisers zu erwarten. Ueberdies kam man dem Korps des Marschalls Mortier, wie der zur Unterhaltung dieser Verbindung bestimmten Flotille zu weit voraus, und eilte zwischen den Russen, die auf die andere

Seite der Donau übergegangen waren, und den in die Gebirge zurückgeworfenen Oesterreichern blindlings vorwärts.

Dem Marschall Mortier, der auf dem linken Donauufer bei Stein angekommen war, wo er den bei Krems über den Fluß gegangenen Russen gegenüber stand, drohte in diesem Augenblicke in der That eine Niederlage. Diese Gefahr war eigentlich nicht Murat zuzuschreiben, obgleich er sie durch seinen übereilten Marsch auf Wien mit herbeigeführt und verschlimmert hatte, sondern einer Nachlässigkeit, die man bei den von Napoleon geleiteten Operationen fast nie bemerkt, die aber doch dieses Mal stattfand, denn selbst die unermüdlichste Wachsamkeit läßt sich zuweilen etwas entgehen.

Zwischen tausend Beschäftigungen getheilt, hatte Napoleon gegen eine seiner unveränderlichen Gewohnheiten gefehlt, welche darin bestand, sich davon zu überzeugen, daß seine Befehle ausgeführt würden, wie er sie gegeben hatte. Er hatte die Vereinigung der Divisionen Gazan, Dupont und Dumonceau zu einem einzigen Korps, ferner die Bildung einer Flotille unter dem Kapitain Lostanges, um linkes und rechtes Donauufer mit einander zu verbinden, im Allgemeinen befohlen und zu sehr darauf gerechnet, daß seine Unterfeldherren Alles ordentlich ausführen würden. Murat war zu rasch vorwärts gegangen und Mortier, sei es, daß jene Bewegung ihn mit sich fortriß, sei es, daß er dem General Dupont keine genauen Instruktionen gegeben, hatte zwischen der Division Gazan, die bei ihm war, und den Divisionen Dupont und Dumonceau, die sich mit ihm vereinigen sollten, einen Zwischenraum von einem Tagemarsche gelassen. Die Flotille, deren Zusammenbringung große Schwierigkeiten darbot, war weit zurückgeblieben.

Sobald Napoleon diese Fehler bemerkte, ahnte er die

Gefahr des Marschalls Mortier und eilte nach Mölk, um das Korps des Marschalls Soult, das Murat nach sich ziehen wollte, anzuhalten und Murat und Lannes den Befehl zu geben, daß sie langsamer marschirten. Er fürchtete nicht allein für das Korps am linken Donauufer, sondern auch für seine Vorhut, die sich unvorsichtigerweise in die Engpässe des Kalenbergs verwickelt hatte.

Nirgends werden Fehler so rasch bestraft, als im Kriege, denn nirgends folgen Ursache und Wirkung schneller auf einander. Die Russen, denen ein ausgezeichneter österreichischer Stabsoffizier, der Obrist Schmidt, als Führer diente, entdeckten bald die Gegenwart einer isolirten französischen Division auf dem linken Donauufer und beschlossen den Angriff. Durch die Zerstörung der Brücke von Krems beruhigt und keine solche Masse von Schiffen, die eine Brücke ersetzen könnte, entdeckend, hielten sie an, um sich einen Triumph zu verschaffen, der ihnen leicht zu sein schien. Die Division Gazan zählte kaum 5000 Mann; die Russen waren nach dem Abmarsch der Oesterreicher noch beinahe 40,000 Mann stark. Der Boden war zu ihren Entwürfen geeignet. Die Donau fließt auf diesem Punkte zwischen steilen Ufern und wird auf der einen Seite von den böhmischen Gebirgen, auf der andern Seite von den steyerischen Alpen eingeengt. Zwischen Dürrenstein, Stein und Krems ist die Straße auf dem linken Ufer eng, häufig in den Felsen gehauen und wird vom Flusse und den denselben beherrschenden Gebirgen eingeschlossen. Wagen können sich auf ihr schwer bewegen. Aus diesem Grunde hatte der Marschall Mortier die einzige Batterie, die er besaß, auf Schiffe bringen lassen. Die Pferde wurden an der Hand geführt.

Am 11. November, während Murat auf dem rechten

Ufer bis zu den Thoren von Wien eilte, hatte Mortier auf dem linken Ufer Dürrenstein erreicht, einen Ort, wo sich die Ruinen des Schlosses befinden, in dem Richard Löwenherz gefangen saß. Bei diesem Punkte treten die Höhen etwas zurück und lassen zwischen ihrem Fuße und dem Flusse einen freien Raum. Die Straße durchschneidet diesen Raum, bald in denselben eingetieft, bald über ihm auf einem Damme emporragend. Als die französische Division auf dieser Straße marschirte, sah sie den Dampf, den Rauch von der noch immer brennenden Brücke bei Krems emporsteigen. Bald entdeckte sie die Russen und vermuthete, daß sie auf dieser Brücke über den Fluß gegangen seien. Ohne sich viel Rechenschaft zu geben, was sie eigentlich vor sich habe, gab sie dem Ungestüme nach, der die ganze Armee erfüllte, dachte sie nur daran, vorwärts zu gehen und zu kämpfen. Mortier gab den Befehl dazu, der auf der Stelle ausgeführt wurde. Ein Artillerieoffizier, der spätere General Fabvier, der die einzige Batterie der Division Gazan befehligte, ließ seine Stücke an das Land schaffen und stellte sie auf. Die Russen kamen in geschlossenen Massen herbei. Das Geschützfeuer wüthete in ihren Reihen entsetzlich. Sie warfen sich auf die Geschütze, um sie zu nehmen. Die Infanterie des 100. und 103. Regiments vertheidigte sie mit der äußersten Tapferkeit. Es entspann sich auf dieser engen Straße ein erbitterter Kampf Mann gegen Mann. Die Geschütze wurden genommen und sogleich wieder genommen. Kaum den Russen entrissen, wurden sie mit dem mörderischsten Erfolge wieder abgefeuert. Die Franzosen stellten sich auf jeder, selbst der kleinsten Erhöhung auf und unterhielten ein Tirailleurfeuer, das nicht minder furchtbar war, als jenes der Artillerie. Man schlug sich auf diesem Punkte einen halben Tag lang, und nach den zahl-

reichen Verwundeten zu urtheilen, die man am folgenden Tage fand, erlitt der Feind starke Verluste. Man nahm ihm 1500 Gefangene. Endlich blieb man Herr des Terrains und glaubte ruhen zu können.

Man war kämpfend bis Stein vorgedrungen. Das 4. leichte Regiment, das auf den Höhen vertheilt war, unterhielt dort ein wohlgeordnetes Tirailleurfeuer, das von Minute zu Minute lebhafter wurde. Bald erfuhr man die Ursache, die man sich anfänglich kaum erklären konnte. Die Russen hatten die Höhen umgangen. Sie waren mit zwei Kolonnen, die eine Masse von 12—15,000 Mann bildeten, der Division Gazan in den Rücken gegangen, und in Dürrenstein eingedrungen, das diese Division am Morgen verlassen hatte. Man war mithin umringt und von der Division Dupont getrennt, die man um einen Tagemarsch rückwärts gelassen hatte. Es zeigte sich kein Theil der Donauflotille und man hatte wenig Hoffnung, sich zu retten. Die Nacht brach an, die Lage war schrecklich, denn man durfte nicht zweifeln, daß man es mit einer ganzen Armee zu thun habe. In dieser Noth, die Jedermann klar war, dachte doch Niemand daran, zu kapituliren, weder Offiziere noch Soldaten. Lieber Alle bis zum Letzten zu sterben, als sich zu ergeben, das war der einzige Entschluß, den diese Tapfern faßten, so heroisch war der Geist, der diese Armee beseelte. Der Marschall Mortier dachte wie seine Soldaten und war gleich ihnen entschlossen, lieber zu sterben, als den Russen seinen Marschallstab zu übergeben. Er befahl daher in geschlossener Kolonne zu marschiren und sich den Rückzug nach Dürrenstein zu bahnen, wo man die Division Dupont zu finden hoffte. Es war Nacht. In der Dunkelheit begann nun wieder der Kampf, der am Morgen gewüthet hatte. Man kämpfte auf dieser engen

Straße Mann gegen Mann und in solcher Nähe, daß sich die Soldaten häufig an der Gurgel faßten. Indem man auf diese Art kämpfte, gewann man etwas Terrain auf Dürrenstein zu. Nachdem man indessen mehrere feindliche Massen durchbrochen hatte, verzweifelte man, zum Ziel zu gelangen und eine Straße zu öffnen, die sich unaufhörlich wieder schloß. Einige Offiziere Mortiers, die kein Heil mehr sahen, machten ihm den Vorschlag, sich einzuschiffen und wenigstens seine eigene Person den Russen zu entziehen. — „Nein," antwortete der erlauchte Marschall, „man trennt sich von so tapfern Leuten nicht. Man rettet sich mit ihnen oder stirbt." — Er stand mit dem Degen in der Hand an der Spitze seiner Grenadiere, als man plötzlich hinter Dürrenstein ein heftiges Feuer hörte. Auf der Stelle lebte die Hoffnung wieder auf, denn aller Wahrscheinlichkeit nach mußte es die Division Dupont sein. In der That hatte diese tapfere Division, die den ganzen Tag marschirt war, unterwegs die Gefahr des Marschalls Mortier erfahren und eilte zu seiner Hülfe herbei. Der General Marchand ging mit dem 9. leichten Regiment und dem 96. und 32. Linienregiment vor. Einige Abtheilungen folgten der großen Straße, andere stiegen die Schluchten abwärts, die sich von den Gebirgen herabsenken. Hier entspann sich ein Kampf, ebenso hartnäckig wie der, den in diesem Augenblicke die Division Gazan stritt. Endlich erreichte das 9. leichte Regiment Dürrenstein, während der Marschall Mortier dort von der entgegengesetzten Seite eindrang. Die beiden Kolonnen erreichten sich und erkannten sich beim Blitzen des Gewehrfeuers. Die Soldaten umarmten sich vor Freude, einem solchen Unglücke entgangen zu sein.

Der Verlust war auf beiden Seiten groß, aber der Ruhm war nicht gleich, denn 5000 Franzosen hatten mehr

als 30,000 Russen Widerstand geleistet und ihre Fahnen gerettet. Solche Beispiele muß man einer Nation für immer empfehlen. Soldaten, die zu sterben entschlossen sind, können stets ihre Ehre retten, häufig ihre Freiheit und ihr Leben.

Der Marschall Mortier fand in Dürrenstein die 1500 Gefangenen wieder, die er am Morgen gemacht hatte. Die Russen verloren an Todten, Verwundeten oder Gefangenen etwa 4000 Mann. Zu dieser Zahl gehörte auch der Obrist Schmidt. Die Feinde konnten keinen empfindlichern Verlust erleiden und sollten dies bald erfahren. Die Franzosen zählten 3000 Todte und Verwundete. Die Division Gazan hatte die Hälfte ihrer Mannschaft verloren.

Als Napoleon, der in Mölk war, den Ausgang dieses Treffens erfuhr, wurde er beruhigt, denn er hatte die gänzliche Vernichtung der Division Gazan gefürchtet. Das Benehmen des Marschalls Mortier und seiner Soldaten entzückte ihn und er belohnte die beiden Divisionen glänzend. Er rief sie auf das rechte Donauufer zurück, damit sie ihre Wunden verbinden könnten und bestimmte Bernadotte dazu, sie auf dem linken Ufer zu ersetzen. Auf Murat schob er die Schuld der Verwirrung, die in dem Marsche der verschiedenen Kolonnen geherrscht hatte. Der Charakter Napoleons war sanft, sein Geist streng. Der einfache, ruhige, überlegende Muth galt ihm mehr, als die glänzendste Tapferkeit, obgleich er beide verwendete, wie sie sich ihm darboten. Er war gewöhnlich streng gegen Murat, dessen Leichtsinn, Ostentation und unruhigen Ehrgeiz er nicht liebte, wenn er auch seinem vortrefflichen Herzen und seiner glänzenden Tapferkeit Gerechtigkeit widerfahren ließ. Er schrieb ihm mit einer Strenge, die jener nicht ganz verdiente. — „Mein Vetter,“ schrieb er, „ich kann Ihre Art zu marschiren nicht billigen. Sie gehen

wie ein Thor vorwärts und überlegen die Befehle nicht, die ich Ihnen ertheile. Die Russen sind bei Krems über die Donau gegangen, statt Wien zu decken. Dieser außerordentliche Umstand hätte Ihnen begreiflich machen sollen, daß Sie ohne neue Instruktionen nicht handeln dürften. Ohne zu wissen, welche Pläne der Feind haben könne, ohne sich darum zu kümmern, was mein Wille bei dieser neuen Wendung der Dinge sei, schoben Sie meine Armee auf Wien vor. Sie haben blos den eiteln Ruhm im Auge gehabt, in Wien einzuziehen. Es giebt keinen Ruhm, wo keine Gefahr ist. Es giebt keine Gefahr, wenn man in eine Hauptstadt einzieht, die nicht vertheidigt wird. Mölk, am 11. November."

Murat büßte hier für die Fehler aller Welt. Er war unstreitig zu rasch vorwärts gegangen, aber wenn er auch vor Krems stehen blieb, ohne Brücke und ohne Schiffe, so war er doch keine große Hülfe für Mortier, der hauptsächlich durch den Zwischenraum kompromittirt wurde, der zwischen den Divisionen Dupont und Gazan entstanden war, wie durch die Entfernung der Flotille. Murat war sehr betrübt. Napoleon wurde durch seinen Adjutant Bertrand von dem Kummer seines Schwagers unterrichtet und tröstete ihn durch einige freundliche Worte.

Indem Napoleon selbst den Fehler Murats augenblicklich benutzen wollte, befahl er ihm, da er doch einmal im Angesicht von Wien war, nicht einzurücken, sondern an den Mauern hinzuziehen und die große Donaubrücke zu nehmen, die außerhalb der Vorstädte über den Fluß führt. Hatte er diese Brücke besetzt, so sollte er in größter Eile nach Mähren vorrücken, um vor den Russen auf dem Punkte einzutreffen, wo der von Krems kommende Weg in die Straße von Olmütz mündet. Nahm man diese Brücke und ging rasch vor, so

war es möglich, Kutusow den Rückzug nach Mähren abzuschneiden und ihm dasselbe Schicksal zu bereiten wie dem General Mack. Murat konnte also seinen Fehler gut machen und ergriff die Gelegenheit mit Begierde.

Es war indessen wenig wahrscheinlich, daß die Oesterreicher den Fehler begangen hätten, die Wiener Brücken, welche die Franzosen zu den Herren beider Flußufer machen mußten, stehen zu lassen, oder nicht wenigstens solche Vorbereitungen zu treffen, daß sie beim ersten Signal zerstört werden konnten. Es war daher nichts zweifelhafter als die von Napoleon mehr gewünschte, als befohlene Operation.

Die Oesterreicher hatten der Vertheidigung von Wien entsagt. Diese schöne und große Hauptstadt hat eine regelmäßige Umwallung, dieselbe, die 1683 den Türken Widerstand leistete. Da der Raum mit der Zeit zu eng wurde und große Vorstädte entstanden, so umschloß man auch diese mit einer zickzackförmigen Mauer von geringer Dicke. Dies Alles war keine tüchtige Vertheidigung, denn die Mauer, welche die Vorstädte deckte, war leicht zu ersteigen, und war man einmal in der äußern Stadt, so konnte man die innere durch Bomben leicht zur Ergebung zwingen. Der Kaiser Franz hatte den Grafen Wrbna, einen besonnenen Mann, beauftragt, die Franzosen zu empfangen und sich mit ihnen über die friedliche Besetzung der Hauptstadt zu verständigen. Dagegen hatte man beschlossen, den Flußübergang streitig zu machen.

Wien liegt in einer gewissen Entfernung von der Donau, die links von der Stadt zwischen bewaldeten Inseln fließt. Eine große hölzerne Brücke, welche die verschiedenen Flußarme überspannt, dient zur Verbindung zwischen beiden Ufern. Die Oesterreicher hatten unter dem Brückengebälk Brennmaterial aufgehäuft und waren in Bereitschaft, die Brücke zu zerstören,

sobald der Feind sich zeige. Sie standen 7000 Mann stark unter dem Grafen Auersperg auf dem linken Ufer und hatten ihre Geschütze auf die Brücke gerichtet.

Murat hatte sich der Brücke sehr genähert, ohne in die Stadt einzudringen, was die Oertlichkeit leicht machte. In diesem Augenblick verbreitet sich überall das Gerücht, daß ein Waffenstillstand geschlossen sei. Napoleon war im Schlosse Schönbrunn eingetroffen und hatte eine Deputation der Wiener Bürger empfangen, die seine Milde anflehte. Er hatte sie mit der Rücksicht empfangen, die ein ausgezeichnetes Volk verdient und die jede gebildete Nation der andern schuldig ist. Ebenso hatte er Giulay, der die bereits in Linz gemachten Eröffnungen wiederholte, empfangen und angehört. Auf diese Weise hatte sich die Idee eines Waffenstillstandes, der zu einem Frieden führen könne, rasch verbreitet. Napoleon hatte zugleich den General Bertrand an Murat und Lannes abgeschickt, um den Befehl zu wiederholen, die Brücken wo möglich zu nehmen. Murat und Lannes brauchten nicht angespornt zu werden. Sie stellten hinter die dichten Anpflanzungen, welche die Donau begrenzen, Grenadiere auf, und gingen selbst mit einigen Adjutanten bis zur Brücke vor. Eben dahin begab sich der General Bertrand.

Eine Holzbarrière verschloß die Brücke. Man läßt sie niederhauen. In einiger Entfernung dahinter befand sich ein Husar als Vedette der seinen Karabiner abfeuert und im Galopp entflieht. Man folgt ihm, man eilt durch die lange Linie der kleinen Brücken, die über die verschiedenen Flußarme geschlagen sind, und gelangt zu der großen Brücke, die über den Hauptarm führt. Hier sieht man eine Masse von Faschinen auf der Brücke liegen. In demselben Augenblicke zeigt sich ein österreichischer Artillerist mit der Lunte in der Hand.

Der Obrist Dode ergreift ihn und hält ihn in dem Moment fest, wo er die Mine, die unter den Brückenbogen gelegt ist, anzünden will. Auf diese Weise gelangt man an das andere Ufer, wo man sich an die österreichischen Kanoniere wendet und ihnen sagt, daß ein Waffenstillstand abgeschlossen sei, daß der Friede bald nachfolgen werde, daß man mit dem kommandirenden General reden müsse.

Die überraschten Oesterreicher zaudern und führen den General Bertrand zu dem Grafen Auersperg. Während dieser Zeit rückte auf Murats Befehl eine Kolonne Grenadiere vor. Man konnte sie nicht sehen, da sie von den großen Bäumen am Flusse und von den Krümmungen dieser Straße, die bald über Brücken, bald über bewaldete Inseln führte, verdeckt wurde. Während man sie erwartete, verhandelte man mit den Oesterreichern vor den Mündungen ihrer Kanonen. Plötzlich zeigt sich die Grenadierkolonne. Bei diesem Anblick fangen die Oesterreicher an einzusehen, daß sie getäuscht sind und wollen Feuer geben. Lannes und Murat eilen nun zu den Kanonieren, bringen sie durch ihre Worte aufs Neue zum Schwanken und geben so der Kolonne Zeit, herbeizueilen. Die Grenadiere werfen sich endlich auf die Kanonen, bemächtigen sich derselben und entwaffnen die Bemannung.

Unterdessen kam der Graf Auersperg herbei, vom General Bertrand und Obrist Dode begleitet. Er war grausam überrascht, als er die Brücke in den Händen der Franzosen und diese in großer Zahl auf dem linken Donauufer sah. Er hatte einige Tausend Mann Fußvolk, um die Brücke zu vertheidigen. Aber man wiederholte ihm alle die Erzählungen, mit deren Hülfe man die Brückenwache getäuscht hatte und überredete ihn, daß er sich mit seinen Soldaten auf einige Entfernung vom Flusse zurückziehen müsse. Ueberdies trafen

mit jedem Augenblicke neue französische Truppen ein und es war nicht mehr Zeit, Gewalt zu gebrauchen. Auersperg entfernte sich daher, in einem solchen Grade überrascht und verwirrt, daß er das Vorgefallene kaum zu begreifen schien.

Durch diese kühne List, die ohne den unerhörten Muth der französischen Generale nicht gelingen konnte, kam man in den Besitz der Brücken. Vier Jahre später kostete uns der Nichtbesitz dieser Brücken blutige Schlachten, die fast verhängvoll geworden wären.

Die Freude Napoleons über diesen Erfolg war außerordentlich. Er grollte Murat nicht länger und ließ ihn auf der Stelle mit der Reservereiterei, dem Korps von Soult und jenem von Lannes abmarschiren, um dem General Kutusow auf der Straße von Stockerau und Hollabrunn den Rückzug abzuschneiden.

Nachdem diese Befehle abgefertigt waren, richtete er alle seine Sorgfalt auf die Administration und militairische Besetzung von Wien. Es war ein schöner Triumph, in diese Metropolis des deutschen Reiches einzuziehen, die noch nie ein Feind als Sieger betreten hatte. In den beiden letzten Jahrhunderten hatte man beträchtliche Kriege geführt, denkwürdige Schlachten gewonnen und verloren, aber man hatte noch nie gesehen, daß ein siegreicher General seine Fahnen in der Hauptstadt eines großen Staates aufpflanzte. Man mußte zu den Zeiten der Eroberer zurückgehen, um nach Beispielen so ungeheurer Resultate zu suchen.

Napoleon blieb für seine Person im kaiserlichen Schlosse Schönbrunn. Er übertrug den Oberbefehl über die Stadt Wien dem General Clarke und ließ die Polizei von der Bürgermiliz versehen. Er handhabte die strengste Disziplin und nahm nichts, als öffentliches Eigenthum, z. B. Regierungs=

kassen und Arsenale. Das große Arsenal von Wien enthielt ungeheure Reichthümer: 100,000 Gewehre, 2000 Geschütze, Munition aller Art. Man staunte nicht wenig, daß der Kaiser Franz diese Schätze nicht auf der Donau hatte abführen lassen. Alles Vorgefundene wurde für die Armee in Beschlag genommen.

Napoleon vertheilte darauf seine Streitkräfte so, daß er die Hauptstadt bewachte und zugleich die verschiedenen Straßen beobachtete, auf denen die Erzherzöge und die Russen herbeikommen konnten.

Man hat gesehen, daß er den General Marmont auf die große Straße von Leoben geschickt hatte, um diesen Alpenübergang zu besetzen und den Marschall Soult auf die Straße von St. Gaming, um die Position von St. Pölten zu umgehen. Meerfeldt hatte mit der Hauptmacht der Oesterreicher die große Straße von Leoben eingeschlagen. Als er sich vom General Marmont verfolgt sah, hatte er sich auf die Straße von St. Gaming geworfen, auf der Marschall Davout herbeikam. Dieser klimmte mit großer Mühe mitten unter dem Schnee und Eis eines frühen Winters die steilsten Gebirge hinan und hatte eben alle Hindernisse besiegt, als er in der Nähe von Mariazell auf der großen Straße, die von Leoben über Lilienfeld nach St. Pölten führt, auf das Korps des Generals Meerfeldt stieß. Ein Kampf von der Art, wie Massena in den Alpen sie früher lieferte, entspann sich auf der Stelle zwischen den Franzosen und Oesterreichern. Der Marschall Davout nahm den Letztern 4000 Gefangene und warf den Rest in die Gebirge zurück. Er rückte sodann gegen Wien vor. Der General Marmont erreichte Leoben fast ohne Flintenschuß und blieb dort stehen, um neue Befehle vom Kaiser zu erwarten.

Die Ereignisse in Tyrol und Italien waren nicht weniger günstig. Der Marschall Ney, der nach der Besetzung von Ulm mit der Einnahme Tyrols beauftragt wurde, hatte als Eingangspunkt glücklicherweise den Paß von Scharnitz, die Porta Claudia der Alpen, gewählt. Dies war einer der schwierigsten Zugänge dieser Gegend, aber er hatte den Vortheil, direkt auf Innsbruck zu führen, mitten unter die zerstreuten Truppen der Oesterreicher, die einen solchen Angriff nicht erwarteten und vom Bodensee bis zu den Quellen der Drau standen. Der Marschall Ney hatte kaum 9—10,000 Mann, mit denen er aber Alles unternehmen konnte, da sie ebenso tapfer als ihr Anführer waren. Er erstieg mit ihnen im Monat November die höchsten Gipfel der Alpen, trotz der Felsen, welche die Einwohner unsern Soldaten auf die Köpfe schleuderten, denn die Tyroler waren dem Hause Habsburg sehr ergeben und wollten nicht unter baierische Herrschaft übergehen, womit man sie bedrohte. Er erstieg die Verschanzungen von Scharnitz, zog in Innsbruck ein, zerstreute die überraschten Oesterreicher und warf die Einen auf Vorarlberg, die Andern auf Tyrol zurück. Der General Jellachich wurde nach Vorarlberg gedrückt und von da nach dem Bodensee, gegen dieselbe Straße, auf der Augereau herbeikam. Als ob es vom Schicksal beschlossen gewesen wäre, daß keine der Trümmer der Armee von Ulm den Franzosen entgehen solle, stieß General Jellachich, derselbe, der nach der Uebergabe von Memmingen sich Soults Verfolgung entzogen hatte, jetzt auf Augereau. Da er keine Rettung sah, so streckte er mit 6000 Mann die Waffen. Der Fürst Rohan war in Vorarlberg noch nicht weit vorgedrungen und hatte Zeit zum Rückzuge. Er führte einen kühnen Marsch aus, mitten durch die Kantonnirungen unserer Truppen hindurch, täuschte die Aufmerk-

samkeit eines der Divisionsgenerale Neys, ging bei Botzen fast unter seinen Augen vorbei und warf sich auf Verona und Venedig, während Massena den Erzherzog Karl verfolgte. Massena hatte den General Saint-Cyr beauftragt, Venedig zu blokiren, wo der Erzherzog Karl eine starke Besatzung zurückgelassen hatte. Der General Saint-Cyr staunte nicht wenig, daß ein feindliches Korps in Massenas Rücken stehe, während dieser bereits am Fuß der Julischen Alpen war, eilte so schnell als möglich herbei, umzingelte den Fürsten Rohan und zwang ihn, die Waffen zu strecken. Der General Saint-Cyr nahm bei dieser Gelegenheit ungefähr 5000 Mann gefangen.

Während dieser Zeit setzte der Erzherzog Karl seinen mühsamen Rückzug durch Friaul jenseits der Julischen Alpen fort. Sein Bruder, der Erzherzog Johann, der von dem italienischen Tyrol nach Kärnthen übergegangen war, folgte im Innern der Alpen einer Linie, welche der seinigen ganz parallel lief. Da die beiden Erzherzöge für unmöglich hielten, zu rechter Zeit eine der Defensivstellungen der Donau zu erreichen und den Gedanken, sich Napoleon in die Flanke zu werfen, als zu verwegen verwarfen, so hatten sie beschlossen, sich in Laibach, der Eine über Villach, der Andere über Udine, zu vereinigen und dann nach Ungarn zu ziehen. Dort konnten sie sich in voller Sicherheit mit den in Mähren stehenden Russen vereinigen und die Offensive wieder ergreifen, wenn die verbündeten Heere sich nicht durch Fehler kompromittirt hatten und wenn die beiden Souveräne von Oesterreich und Rußland noch Muth genug hatten, den Kampf fortzusetzen.

Der General Marmont, der vor Leoben auf jenen Höhen stand, die das Thal der Donau von dem der Drau trennen, sah mit Verdruß die Truppen des Erzherzogs Johann fast

unter seinen Augen vorbeiziehen und brannte vor Ungeduld, sie anzugreifen. Aber ein bestimmter Befehl hielt seine Kampflust in Schranken und wies ihn an, sich auf die Bewachung der Alpenpässe zu beschränken.

Massena hatte den Erzherzog Karl bis zu den Julischen Alpen verfolgt und war an ihrem Fuße stehen geblieben, weil er den Erzherzögen nach Ungarn nicht zu folgen wagte. Er reichte Marmont die Hand und erwartete die Befehle des Kaisers.

Alle diese Bewegungen waren gegen die Mitte des Novembers vollständig ausgeführt, fast zu derselben Zeit, als die große Armee Wien erreichte. Der Plan war so ausgeführt worden, wie er im Studirzimmer entworfen war. In sechs Wochen hatte diese Armee Rhein und Donau überschritten, sich zwischen die Oesterreicher und Russen gestellt, die Einen umringt, die Andern gegen die untere Donau gedrückt, Tyrol durch ein Detachement überrascht, Wien besetzt und die Stellung der Erzherzöge in Italien überflügelt, was die Letztern zwang, in Ungarn eine Zuflucht zu suchen. Die Geschichte zeigt nirgends ein solches Schauspiel: In zwanzig Tagen vom Ozean an den Rhein, in vierzig vom Rhein nach Wien! Und während die Vertheilung der Streitkräfte, die im Kriege so gefährlich ist, häufig blos Niederlagen herbeiführt, hatte man hier Korps gesehen, die, durch weite Entfernungen getrennt, ohne eine Gefahr zu laufen, ihr Ziel erreichten, weil im Zentrum eine mächtige Masse stand, die zu rechter Zeit gegen die Hauptabtheilung des Feindes entscheidende Schläge führte, weil diese Masse einen Impuls gab, vor dem Alles wich, und hinter ihrem Rücken wie auf den Flügeln nur solche Lorbeeren übrig ließ, die leicht zu pflücken waren. Nachdem wir aber diese tiefe, einfache Kunst, die in Erstaunen versetzt, bewun-

dert haben, müssen wir auch eine zweite Bedingung dieser Operationsweise berücksichtigen, ohne die jede Kombination, selbst die geschickteste, eine Gefahr werden kann, nämlich jenen hohen Muth der Soldaten und Offiziere, der, selbst wenn sie von unvorhergesehenen Unfällen überrascht wurden, wie Dupont bei Haslach, Mortier bei Dürrenstein, Ney bei Elchingen, dem leitenden Gedanken Zeit ließ, ihnen zu Hülfe zu kommen und den begangenen Fehler gut zu machen. Wiederholen wir, was bereits früher gesagt wurde, daß ein großer Feldherr tapfere Soldaten braucht und tapfere Soldaten einen großen Feldherrn. Beiden kommt der Ruhm ihrer Großthaten gemeinschaftlich zu.

Napoleon wollte sich in Wien nicht mit dem leeren Ruhme blähen, die Hauptstadt des deutschen Reiches besetzt zu halten. Er wollte den Krieg beenden. Man kann ihm vorwerfen, auf seiner Laufbahn das Glück mißbraucht zu haben, aber nie wird man ihm, wie Hannibal, nachsagen können, daß er es nicht benutzt oder durch ein Capua sich habe einschläfern lassen. Er schickte sich jetzt an, gegen die Russen zu ziehen und sie in Mähren zu schlagen, ehe sie Zeit hätten, ihre Verbindung mit den Erzherzögen zu bewerkstelligen. Diese waren übrigens am 15. November erst in Laibach. Sie mußten einen großen Umweg machen, um Ungarn zu erreichen, dann durch dieses Land marschiren und Mähren über Olmütz erreichen. Dies war ein Marsch von mehr als 150 Stunden. Zwanzig Tage reichten dazu nicht aus. Napoleon befand sich zu dieser Zeit in Wien und hatte blos 40 Stunden zurückzulegen, um Brünn, die Hauptstadt von Mähren, zu erreichen.

Er zog den General Marmont, der in Leoben zu weit entfernt stand, näher heran und ließ ihn in den steyerischen

Alpen eine Stellung nehmen, um die große Straße von Italien nach Wien zu bewachen. Wenn die Erzherzöge diesen Weg einschlügen, sollte er die Brücken und Straßen zerstören, wodurch in den Gebirgen ein schwächeres Korps in den Stand gesetzt wird, einen überlegenen Feind eine Zeit lang aufzuhalten. In einen Kampf solle er sich nur dann einlassen, wenn man ihn dazu zwinge. Er zog Massena näher an Marmont heran und setzte Beide in unmittelbare Verbindung. Die von Massena geführten Truppen nahmen von nun an den Namen des 8. Armeekorps an. Napoleon vertheilte das Korps des Marschalls Davout rings um Wien, die Division des Generals Gudin kam nach Neustadt, von wo sie in kurzer Zeit zu Marmont stoßen konnte, die zweite, die des Generals Friant, in die Gegend von Preßburg, um die aus Ungarn führenden Straßen zu beobachten, die dritte, die des Generals Bisson (die Division Caffarelli) vorwärts von Wien auf die Straße von Mähren. Die Divisionen Dupont und Gazan blieben in Wien, um sich von ihren Mühen zu erholen und ihre Wunden zu heilen. Die Marschälle Soult, Lannes und Murat endlich marschirten nach Mähren, während der Marschall Bernadotte, nachdem er bei Krems über die Donau gegangen war, dem General Kutusow folgte und sich in Bereitschaft hielt, auf derselben Straße, welche dieser General eingeschlagen hatte, zu den drei französischen Korps zu stoßen, welche die Russen bekämpfen sollten.

So konnte Napoleon von Wien aus, wo er in der Mitte eines geschickt ausgespannten Netzes stand, überall hineilen, wo die geringste Bewegung die Anwesenheit des Feindes andeutete. Wenn die Erzherzöge einen Versuch gegen Italien machten, so vereinigten sich Massena und Marmont und lehnten sich an die streyerischen Alpen, während Napo-

leon sie unterstützen konnte, indem er Davout nach Neustadt gehen ließ. Wenn die Erzherzöge über Ungarn kamen und sich in Preßburg zeigten, so konnte Napoleon das ganze Korps von Davout dahin versetzen, etwas später Marmont und im Nothfalle selbst die große Armee.

Wenn man den Russen in Mähren die Spitze bieten mußte, so konnte man zu den Korps von Lannes, Soult und Murat, die sich dort bereits befanden, binnen drei Tagen die von Bernadotte und Davout stoßen lassen. Napoleon war daher überall in der besten Fassung und erfüllte im höchsten Grade die Bedingungen jener Kriegskunst, die er eines Tages auf folgende Weise definirte: es ist die Kunst, ein Heer zu theilen, um es ernähren zu können und zu konzentriren, wenn geschlagen werden muß. Man hat die Grundsätze dieser furchtbaren Kunst, welche Reiche zerstört und gründet, nie besser definirt oder ausgeübt.

Napoleon hatte die Eroberung der Donaubrücken rasch benutzt, um die Marschälle Soult, Lannes und Murat über die Donau zu schicken. Es galt dem General Kutusow den Rückzug abzuschneiden und vor ihm Hollabrunn zu erreichen, wo dieser General, der bei Krems über die Donau gegangen war, die Straße von Mähren wieder erreichte. Der General Kutusow nahm seine Richtung nach Mähren und nicht nach Böhmen deshalb, weil die zweite russische Armee ihre Schritte nach Olmütz auf der Grenze von Mähren und Galizien richtete. Während er auf Hollabrunn vorging, überraschte ihn plötzlich die Nachricht, daß die Franzosen auf der großen Straße ständen, die er erreichen wollte, daß er mithin abgeschnitten sei. Er legte nun Murat dieselbe Schlinge, durch die jener die Donaubrücke von den Oesterreichern erhalten hatte. Bei ihm war der General Wintzingerode, derselbe,

der die Verhandlungen über den Feldzugsplan geleitet hatte. Er sandte ihn zu Murat, um diesem dieselbe Lüge vorzutragen, mit der jener den Grafen Auersperg getäuscht hatte, daß nämlich in Schönbrunn Friedensverhandlungen stattfänden. Er schlug demnach einen Waffenstillstand vor, dessen Hauptbedingung die war, daß beide Heere da stehen bleiben sollten, wo sie eben waren, so daß also durch die Unterbrechung der Feindseligkeiten nichts verändert wurde. Wenn sie wieder aufgenommen wurden, sollte sechs Stunden zuvor eine Anzeige stattfinden. Murat, dem Wintzingerode geschickt zu schmeicheln wußte und der außerordentlich empfindlich für die Ehre war, der erste Friedensvermittler zu sein, nahm den Waffenstillstand an, die Bestätigung des Kaisers vorbehaltend. Man muß indeß, um gerecht zu sein, hinzusetzen, daß eine nicht zu verwerfende Rücksicht viel dazu beitrug, ihn auf diesen falschen Weg zu leiten. Das Korps des Marschalls Soult war noch nicht herangekommen und er fürchtete, mit seiner Reiterei und Oudinots Grenadieren den Russen den Weg nicht verlegen zu können. Er schickte daher einen Adjutanten mit dem Entwurfe des Waffenstillstands in das Hauptquartier.

Am andern Tage besuchte man sich. Der Fürst Bagration stellte sich bei Murat ein und erkundigte sich sehr angelegentlich nach den französischen Generalen, namentlich nach dem Marschall Lannes. Dieser, in seinem Benehmen sehr einfach, ohne es darum an militairischer Höflichkeit fehlen zu lassen, sagte dem Fürsten, habe er hier allein zu befehlen gehabt, so würden sie sich in diesem Augenblicke schlagen, statt Höflichkeiten auszuwechseln. In der That benutzte in diesem Augenblicke die russische Armee ihre Nachhut, welche angeblich unbeweglich stehen blieb, dazu, hinter diesem Vorhange rasch

zu marschiren und die Straße von Mähren zu gewinnen. Auf diese Weise wurde Murat seinerseits betrogen und der Feind rächte sich für die Brücke vor Wien.

Bald traf ein Adjutant des Kaisers ein, der General Lemarois, der Murat einen strengen Verweis überbrachte und ihm wie dem Marschall Lannes den Befehl gab, unmittelbar anzugreifen, zu welcher Stunde diese Weisung auch an sie gelangen möge. Lannes trug indessen Sorge, dem Fürsten Bagration einen Offizier zu senden, um ihn mit dem erhaltenen Befehle bekannt zu machen. Man traf auf der Stelle Vorbereitungen zum Angriff. Der Fürst Bagration hatte 7—8000 Mann. Da die Bewegung Kutusows noch immer gedeckt werden mußte, so faßte er den edlen Entschluß, sich lieber vernichten zu lassen, als zu weichen. Lannes schickte seine Grenadiere gegen ihn. Die beiden Infanterielinien griffen sich auf einem fast ganz ebenen Terrain an. Man wechselte einige Zeit lang ein sehr lebhaftes mörderisches Musketenfeuer und griff dann mit dem Bajonnet an. Beide Infanteriemassen marschirten entschlossen gegen einander, was im Kriege sehr selten ist und keine von ihnen wich, ehe die Bajonnete sich kreuzten. Nach einem Kampfe Mann an Mann drangen die Grenadiere in das Fußvolk Bagrations ein und hieben es in Stücken. Man kämpfte nun mitten in der Nacht beim Scheine der Flammen um das brennende Dorf Schöngraben, das zuletzt in den Händen der Franzosen blieb. Die Russen schlugen sich tapfer. Sie verloren beinahe die Hälfte ihrer Nachhut, ungefähr 3000 Mann, wovon 1500 Mann todt auf dem Schlachtfelde lagen. Der Fürst Bagration hatte sich als würdiger Nebenbuhler des Marschalls Mortier gezeigt. Dieser blutige Kampf fand am 16. November statt.

Man ging an den folgenden Tagen vor, indem man bei

jedem Schritte Gefangene machte, und zog den 19. in Brünn, der Hauptstadt von Mähren, ein. Man fand den Platz bewaffnet und mit zahlreichen Hülfsquellen versehen. Die Feinde hatten gar nicht daran gedacht, ihn zu vertheidigen. Sie ließen Napolen auf diese Weise eine wichtige Stellung, von wo aus er Mähren beherrschen und die Bewegung der Russen leicht beobachten konnte.

Als Napoleon diesen letzten Kampf erfuhr, beschloß er, sich nach Brünn zu begeben, denn da er wußte, welchen weiten Weg die Erzherzöge in Ungarn zurückzulegen hätten, so errieth er richtig, das er es hauptsächlich mit den Russen zu thun haben werde. In der Vertheilung des Korps Davouts rings um Wien traf er einige Abänderungen. Die Division Gudin, die nach der Rückkehr der Erzherzöge auf der Straße von Steyermark nicht mehr nöthig zu sein schien, wurde nach Preßburg geschickt. Die Division Friant kam vorwärts von Wien auf die Straße nach Mähren. Die Division Bisson wurde von Davouts Korps getrennt und nach Brünn geschickt, um in dem Korps von Lannes die Division Gazan zu ersetzen.

Napoleon nahm am 20. November sein Hauptquartier in Brünn. Der General Giulay, vom General Stadion begleitet, besuchte ihn hier aufs Neue und redete ernstlicher als früher vom Frieden. Napoleon sprach gegen Beide seinen Wunsch aus, die Waffen niederzulegen und nach Frankreich zurückzukehren, nannte aber auch seine Bedingungen. Er wollte nicht länger dulden, sagte er, daß Italien, zwischen Frankreich und Oesterreich getheilt, zwischen beiden Staaten Mißtrauen und Krieg errege. Er verlangte es ganz bis zum Isonzo, d. h. er forderte die venetianischen Staaten, den einzigen Theil von Italien, der ihm noch zu erobern übrig blieb.

Er erklärte sich nicht, was er für seine Verbündeten, die Herrscher von Baiern, Würtemberg und Baden verlange, aber er sagte in allgemeinen Ausdrücken, daß er ihnen ihre Stellung in Deutschland sichern und allen den Streitfragen ein Ende machen wolle, die seit 1803 zwischen ihnen und dem Kaiser in der Schwebe geblieben wären. Stadion und Giulay beklagten sich sehr über die Härte dieser Bedingungen, aber Napoleon zeigte keine Neigung, davon abzugehen und gab ihnen zu verstehen, daß er nicht wünsche, Unterhändler bei sich zu sehen, die im Grunde militairische Spione seien und seine Bewegungen beobachten wollten. Er lud sie daher ein, sich nach Wien zu begeben, wo Talleyrand angekommen war. Napoleon, der wenig Rücksicht darauf nahm, daß sein Minister die Arbeiten und Strapazen der Generalquartiere wenig liebte, hatte ihn zuerst nach Straßburg berufen, dann nach München und jetzt nach Wien. Er beauftragte ihn mit jenen endlosen Unterredungen, die bei Unterhandlungen immer ernsten Resultaten vorangehen.

Während der Konferenzen, die Napoleon mit den beiden österreichischen Unterhändlern hatte, ließ sich einer von ihnen ein unvorsichtiges Wort entschlüpfen, woraus klar hervorging, daß Preußen mit Oesterreich und Rußland einen Vertrag abgeschlossen habe. Man hatte ihm wohl etwas Aehnliches aus Berlin gemeldet, aber nicht so bestimmt, als er es jetzt erfuhr. Diese Entdeckung flößte ihm neue Betrachtungen ein und stimmte ihn mehr für den Frieden, ohne daß er darum irgend eine seiner wesentlichen Forderungen aufgeben wollte. Den Russen über Mähren hinaus, d. h. nach Polen zu folgen, war ihm nicht genehm, denn er setzte sich dadurch der Gefahr aus, daß die Erzherzöge seine Verbindungen mit Wien abschnitten. Er beschloß demnach, die Ankunft von Haugwitz

und die fernere Entwickelung der militairischen Pläne der Russen abzuwarten. Er war gleichmäßig bereit zu unterhandeln, wenn die Bedingungen ihm als annehmbar erschienen, wie den gordischen Knoten der Koalition in einer großen Schlacht zu durchhauen, wenn seine Feinde ihm dazu eine günstige Gelegenheit gäben. Er ließ daher mehrere Tage verstreichen und verwendete seine Zeit dazu, das Terrain, auf dem er sich befand, mit größter Sorgfalt zu studiren, denn eine geheime Ahnung sagte ihm, daß er hier vielleicht eine entscheidende Schlacht liefern werde. Zu gleicher Zeit ließ er seine Truppen ausruhen, die von der Kälte, zuweilen auch vom Hunger litten und in drei Monaten fast 500 Stunden zurückgelegt hatten. Deshalb waren die Reihen seiner Soldaten auch sehr gelichtet, obgleich man weniger Nachzügler hatte, als gewöhnlich der Fall zu sein pflegt. Seit dem Beginn des Feldzuges fehlte etwa ein Fünftheil des Bestandes. Alle Militairs werden anerkennen, daß dies nach solchen Mühen sehr wenig war. Sobald man übrigens irgendwo stehen blieb, vervollständigten die Reihen sich bald, denn die Zurückgebliebenen zeigten den größten Eifer, wieder zu ihrem Korps zu stoßen.

Die beiden Kaiser, von Deutschland und von Rußland, die in Olmütz bei einander waren, verwendeten ihre Zeit zu Berathungen über das einzuschlagende Verfahren. Der General Kutusow, der auf seinem Rückzuge nur Nachtrabsgefechte geliefert hatte, brachte doch nicht mehr als 30 und einige Tausend Mann zurück, die an den Kampf gewöhnt, aber von Mühen erschöpft waren. Er hatte daher an Todten, Verwundeten, Gefangenen und Vermißten 12 — 15,000 Mann verloren. Alexander führte mit dem Korps von Burhöwden etwa 40,000 Mann herbei, was im Ganzen 75,000 Russen machte. 15,000 Oesterreicher aus den Korps von

Kienmayer und Meerfeldt und aus einer schönen Reiterdivision gebildet, vervollständigten die österreichisch-russische Armee und brachten sie auf 90,000 Mann.

Hier ist der Ort, darauf aufmerksam zu machen, wie übertrieben damals die Forderungen Rußlands an die Achtung Europas waren, wenn man den wirklichen Zustand seiner Streitkräfte damit vergleicht. Es wollte das Gleichgewicht zwischen den Mächten erhalten und in Folgendem bestanden die Streitkräfte, mit denen es auf einem Schlachtfelde erschien, wo die Geschicke der Welt entschieden wurden. Es hatte mit Kutusow 45 — 50,000 Mann abgeschickt, es hatte 40,000 unter Buxhöwden und dem Großfürst Konstantin, 10,000 unter dem General Essen. Rechnet man seine Streitkräfte, die mit den Engländern und Schweden zusammenwirken sollten, zu 15,000 Mann und die gegen Neapel bestimmten Truppen zu 10,000, so bekommt man eine Totalsumme von 125,000 Mann, die in diesem Kriege wirklich auftraten, und von 100,000 Mann höchstens, wenn man den Russen nach den Erzählungen von ihren Niederlagen glaubt. Oesterreich hatte mehr als 200,000 Mann aufgestellt, Preußen konnte mit 150,000 Mann in das Feld rücken, und Frankreich allein hatte 300,000 Mann. Wir reden hier nicht von Soldaten, die in den Listen stehen, was einen Unterschied von mehr als der Hälfte macht, sondern von solchen, die an Schlachttagen im Feuer stehen. Obgleich die Russen tüchtige Fußsoldaten hatten, so durften sie sich doch nicht anmaßen, mit 100,000 Mann tapferer und unwissender Truppen Europa beherrschen zu wollen.

Die Russen verachteten ihre österreichischen Verbündeten fortwährend, nannten sie feige Soldaten, ungeschickte Offiziere und fuhren fort, das Land schrecklich zu verwüsten. In den

östlichen Provinzen der österreichischen Monarchie herrschte Hungersnoth. In Olmütz fehlte das Nothwendigste und die Russen verschafften sich ihre Lebensmittel nicht mit der Geschicklichkeit des französischen Soldaten, der Alles aufspürt, aber selten grausam ist, sondern mit der Brutalität einer wilden Horde. Sie dehnten ihre Plünderungen auf mehrere Stunden im Umkreise aus und verwüsteten das Land vollständig. Die bei ihnen gewöhnlich so strenge Disziplin litt darunter sichtbar und es zeigte sich selbst eine ungünstige Stimmung gegen gen Kaiser.

Man war mithin im feindlichen Lager in Verhältnissen, die einem besonnen Entschlusse ungünstig waren. Der Leichtsinn der Jugend kam noch zu der allgemeinen Mißstimmung hinzu und trieb zum Handeln, gleichviel auf welche Weise, zum Fortziehen, sei es auch nur, um einmal etwas Anderes zu haben. Wir haben bereits gesagt, daß der Kaiser Alexander neuen Einflüssen nachzugeben begann. Er war mit der Richtung, die seine Angelegenheiten bekommen hatten, nicht zufrieden, denn was seine Schmeichler in Berlin auch gesagt haben mochten, dieser Krieg führte augenscheinlich nicht zum Guten, und er folgte dem allgemeinen Gebrauche der Fürsten, indem er auf seine Minister die Resultate einer Politik wälzte, die er selbst gewollt hatte, die er aber nicht mit der Beharrlichkeit zu unterstützen vermochte, welche allein die Fehler derselben gut machen konnte. Die Vorgänge in Berlin hatten ihn in seiner Stimmung noch mehr bestärkt. Er würde noch ganz andere Fehler begangen haben, sagte er, wenn er seine Freunde gehört hätte. Wenn er Preußen Gewalt angethan hätte, so würde er es Napoleon in die Arme geführt haben, während ihm jetzt im Gegentheil durch seine persönliche Geschicklichkeit gelungen sei, von diesem Hofe Zusicherungen zu

erhalten, die einer Kriegserklärung gegen Frankreich gleich kämen. So wollte der junge Kaiser nicht mehr auf Rath hören, denn er hielt sich für klüger, als alle seine Rathgeber. Der Fürst Adam Czartoryski mußte mit seinem ernsten Wesen, mit seiner unter einem kalten Aeußern versteckten Leidenschaftlichkeit sehr unbequem werden, und stellte überdies eine Meinung auf, die seinen Herrn ihm gänzlich entfremdete. Nach diesem Minister hatte der Kaiser bei dem Heere nichts zu thun. Dort war sein Platz nicht. Er hatte nie gedient, verstand nicht zu kommandiren. Seine Anwesenheit im Hauptquartiere, mitten unter einer Umgebung von leichtsinnigen, unwissenden, anmaßenden jungen Leuten, annullirte die Autorität der Generale und zugleich deren Verantwortlichkeit. In einem Kriege, den Alle mit einer gewissen Aengstlichkeit führten, verlangten die Generale gar nichts Besseres, als keine Meinung zu haben, nichts auf sich zu nehmen, und das Kommando einer thörichten Jugend zu überlassen, damit sie für die Niederlagen, die sie erwarteten, persönlich nicht verantwortlich seien. So herrschte der Einfluß des Hofes vor und im Kriege kann es nichts Schlimmeres geben. Ueberdies mußte dieser Krieg an verlorenen Schlachten reich sein. Um ihn durchzuführen, bedurfte man der Ausdauer, und die Ausdauer hing von der Größe der Mittel ab, die man in Bereitschaft zu setzen verstand. Man mußte daher den Generalen die Rolle überlassen, die ihnen an der Spitze der Truppen gebührte und sich selbst in den Mittelpunkt der Regierung begeben, den öffentlichen Geist aufrecht erhalten, die Verwaltung mit Energie und Geschick leiten und so den Heeren die nöthigen Hülfsmittel liefern, um den Kampf zu verlängern, was das einzige Mittel war, wenn auch nicht zu siegen, doch das Glück im Gleichgewicht zu erhalten.

Man konnte keine verständigere und dem Kaiser Alexander unangenehmere Meinung aussprechen. Er hatte in Europa eine politische Rolle zu spielen versucht und es war ihm damit nicht nach Wunsch gegangen. Er sah sich in einen Kampf verwickelt, der ihn mit Schrecken erfüllt haben würde, wenn die Entfernung seines Reichs ihn nicht beruhigt hätte. Er fühlte das Bedürfniß, sich im Tumult der Lager zu betäuben, und das Murren seiner Vernunft schwieg nur dann, wenn er sich in Berlin, Dresden, Weimar, Wien den Retter der Könige nennen hörte. Dieser Monarch fragte sich außerdem, warum nicht auch er auf dem Schlachtfelde glänzen könne; ob er mit seinem Geiste nicht bessere Eingebungen habe, als jene alten Generale, deren Erfahrung zu verachten eine unvorsichtige Jugend ihn ermuthigte; ob er nicht ebenfalls seinen Antheil an jenem Waffenruhm haben könne, der den Fürsten so theuer ist, der aber damals blos einem einzigen Manne und einer einzigen Nation vom Glücke beschieden war.

In diesen Ideen bestärkte ihn die Militairpartei, welche ihn bereits umringte und an deren Spitze der Fürst Dolgorucki stand. Diese Partei wollte den Kaiser bei der Armee behalten, um sich seiner besser bemächtigen zu können. Sie suchte ihn zu überreden, daß er alle Eigenschaften für den Oberbefehl besitze, und sich blos zu zeigen brauche, um das Kriegsglück zu verändern; seine Gegenwart werde den Werth der Soldaten verdoppeln und sie mit Enthusiasmus erfüllen; seine Generale seien Praktiker ohne Charakter; Napoleon habe über ihre Schüchternheit, über ihre verbrauchten Kenntnisse triumphirt, aber er werde nicht so leicht einen intelligenten, eifrigen jungen Adel besiegen, den ein angebeteter Kaiser anführe. Diese im Waffenhandwerke noch so neuen Krieger

wagten zu behaupten, daß man bei Dürrenstein und Hollabrunn die Franzosen besiegt habe, daß die Oesterreicher feig seien, daß blos die Russen Tapferkeit besäßen und daß diese Napoleon in seinem anmaßenden und wenig verdienten Siegeslaufe aufhalten würden, wenn der Kaiser durch seine Gegenwart sie begeistere.

Der schlaue Kutusow wagte schüchtern einzuwenden, daß dem nicht ganz so sei, war aber viel zu knechtisch, um seine Meinung muthig zu vertheidigen, wagte die neuen Günstlinge nicht zu beleidigen und war niedrig genug, seine alte Erfahrung beschimpfen zu lassen. Der unerschrockene Bagration, der lasterhafte, aber tapfere Miloradowitsch, der besonnene Doktorow waren Offiziere, deren Meinung Beachtung verdiente. Keiner dieser Männer wurde gezählt. Ein Deutscher, der Rathgeber des Erzherzogs bei Hohenlinden, der General Weirother, war allein für die militairische Jugend in Alexanders Umgebung eine Autorität.

Seit Friedrich der Große im letzten Jahrunderte in der Schlacht von Leuthen die Oesterreicher schlug, indem er sie mit einem seiner Flügel angriff, hatte man die Theorie der schiefen Schlachtordnung erfunden, an die Friedrich niemals dachte, und schrieb dieser Theorie alle Erfolge dieses großen Mannes zu. Seitdem der General Bonaparte in den höhern Kriegskombinationen sich so überlegen zeigte, seitdem man sah, daß er die feindlichen Generale so oft überaschte und umzingelte, suchten andere Kritiker die ganze Kriegskunst in einer gewissen Bewegung. Wenn man ihnen glaubte, so hatten sie eine neue Wissenschaft erfunden, die sie mit einem damals neuen Worte Strategie benannten; und sie boten diese Wissenschaft allen Fürsten an, die sich von ihnen leiten lassen wollten. Weirother hatte die Freunde Alexanders überredet,

daß er einen überaus schönen und sichern Plan besitze, Napoleon zu vernichten. Es handelte sich um eine große Bewegung, mit der man den Kaiser der Franzosen umgehen, von Wien abschneiden und nach Böhmen werfen wollte, der dann, geschlagen, von seinen Streitkräften in Oesterreich und Italien auf immer getrennt war.

Der leicht bestimmbare Geist Alexanders gehörte diesen Ideen, dem Einflusse der Dolgorucki ganz an und zeigte sich wenig geneigt, den Fürsten Czartoryski anzuhören, als dieser ihm den Rath gab, nach Petersburg zurückzukehren und zu regieren, statt in Mähren Schlachten zu liefern. Der junge russische Hof bekümmerte sich in seiner Aufregung um den Kaiser von Deutschland gar nicht. Man schien weder auf sein Heer, noch auf seine Person etwas zu geben. Sein Heer, sagte man, habe in Ulm den Ausgang des Krieges gefährdet. Was ihn selbst betreffe, so komme man ihm zu Hülfe, er müsse sich daher glücklich schätzen, Unterstützung zu finden und sich in nichts mischen. In der That mischte er sich in sehr viele Dinge nicht und machte keinen Versuch, diesem Strome von Anmaßungen zu widerstehen. Er erwartete den Verlust neuer Schlachten, zählte blos auf die Zeit, wenn er überhaupt auf etwas rechnete, und hatte über den thörichten Stolz seiner Verbündeten ein ganz richtiges Urtheil, ohne es laut werden zu lassen. Dieser Fürst, der einfach und unscheinbar war, besaß die beiden großen Eigenschaften seiner Regierung: Feinheit und Beharrlichkeit.

Man erräth, auf welche Weise diese eitle Jugend die ernste jetzt zu lösende Frage behandelte, ob man Napoleon eine Schlacht liefern müsse oder nicht. Jene unsterblichen Gemälde, die uns das Alterthum übermacht hat, in denen wir die junge römische Aristokratie erblicken, wie sie in ihrer

thörichten Anmaßung der Weisheit des Pompejus Gewalt anthut und ihn zur Schlacht von Pharsalus zwingt, jene Gemälde sind nicht größer und belehrender als das, was im Jahre 1805 in Olmütz um den Kaiser Alexander vorging. Jedermann hatte über die Frage, ob eine Schlacht zu suchen oder zu vermeiden sei, eine Meinung, und Alle sprachen sich aus. Die Partei, deren Führer die Dolgorucki waren, schwankte nicht. Hörte man sie, so war es eine Feigheit und ein grober Fehler, keine Schlacht zu liefern. Einmal konnte man in Olmütz nicht länger leben; das Heer schmachtete in Elend und wurde demoralisirt. Blieb man in Olmütz, so überließ man Napoleon ohne die Waffenehre, drei Viertheile der österreichischen Monarchie und alle die Hülfsquellen, an denen sie so reich ist. Ging man dagegen vor, so gewann man mit einem Schlage Lebensmittel, Vertrauen und den stets so wichtigen Vortheil der Offensive. Und dann, sah man denn nicht, daß der Augenblick, die Rolle zu wechseln, gekommen war; daß Napoleon, der seine Feinde gewöhnlich so rasch und unaufhaltsam verfolgte, plötzlich Halt gemacht hatte, daß er schwankte, eingeschüchtert war, in Brünn blieb und sich nicht nach Olmütz wagte, wo er die russische Armee traf? Gewiß, er dachte an Dürrenstein, an Hollabrunn und sein Heer war ebenso schwankend geworden wie er selbst. Man wußte mit Bestimmtheit, daß dieses Heer den Mühen erlag, daß es blos noch die Hälfte seiner Truppen zählte, unzufrieden war und murrte.

Das waren die Ansichten, welche diese Jugend mit einer unglaublichen Sicherheit vorbrachte. Einige junge Männer, namentlich der Fürst Czartoryski, der ebenso jung, aber viel verständiger als die Dolgorucki war, antworteten mit einer kleinen Zahl einfacher Gründe, die entscheidend waren, aber

von diesen verblendeten Menschen nicht beachtet wurden. Legt man auch kein Gewicht auf diese Soldaten, sagten sie, die bei Dürrenstein wie bei Hollabrunn doch zuletzt Herren des Schlachtfeldes geblieben sind, vor denen wir uns von München bis nach Olmütz stets zurückgezogen haben, legt man auch kein Gewicht auf diesen General, der alle Generale Europas besiegt hat, der, wenn auch nicht der größte, doch der erfahrenste Feldherr unter den lebenden ist, der in hundert Schlachten befehligt hat, während seine jetzigen Gegner nicht in einer einzigen das Kommando geführt haben, legt man auch weder auf diese Soldaten noch auf diesen General irgend ein Gewicht, so giebt es doch zwei entscheidende Gründe, sich nicht zu beeilen. Der erste und augenfälligste ist der, daß, wenn wir noch einige Tage warten, der Preußen zugestandene Monat verfließt und dieser Staat sich erklären muß. Geben wir ihm nicht vielleicht einen Vorwand zum Rücktritt, wenn wir zuvor eine große Schlacht verlieren? Lassen wir dagegen jene Frist verfließen, so fallen 150,000 Preußen in Böhmen ein und Napoleon muß sich zurückziehen, ohne daß wir es auf eine Schlacht ankommen zu lassen brauchen. Der zweite Grund ist der, daß die Erzherzöge, wenn wir ihnen nur ein wenig Zeit geben, mit 80,000 Oesterreichern aus Ungarn herbeikommen und daß wir dann gegen Napoleon in dem Verhältniß von Zwei, vielleicht von Drei gegen Einen losschlagen können. Gewiß ist die Ernährung des Heeres in Olmütz schwierig, aber wenn es auch wahr wäre, daß blos noch auf einige Tage Lebensmittel vorhanden seien, so brauchen wir ja nur nach Ungarn zu gehen, den Erzherzögen entgegen. Dort finden wir Brot und 80,000 Mann Verstärkung. Indem wir so die Entfernung vermehren, die Napoleon zu durchmessen hat, setzen wir ihm das furchtbarste aller

Hindernisse entgegen. Der Beweis dieser Wahrheit liegt in seiner Unbeweglichkeit, seit er in Brünn ist. Daß er nicht vorgeht, geschieht gewiß nicht aus Furcht; blos unerfahrene Militairs können behaupten, daß ein solcher Mann Furcht habe. Wenn er nicht vorgeht, so geschieht es, weil er die Entfernung bereits zu groß findet. In der That steht er vierzig Stunden jenseits nicht seiner Hauptstadt, sondern der Hauptstadt des Feindes und muß einen Aufstand fürchten.

Was ließ sich auf solche Gründe antworten? sicherlich nichts. Aber auf einen eingenommenen Geist machen die besten Gründe keinen Eindruck. Die Wahrheit reizt ihn, statt ihn zu überzeugen. Man beschloß daher in Alexanders Umgebung, eine Schlacht zu liefern. Der Kaiser Franz seinerseits war damit zufrieden. Er hatte den größten Vortheil, wenn die Frage rasch entschieden wurde, denn sein Land litt vom Kriege furchtbar und es war ihm gar nicht unangenehm, wenn die Russen sich gegen die Franzosen versuchten und sich ihrerseits dem Urtheil aussetzten. Man beschloß, die Stellung von Olmütz zu verlassen, die sehr gut war und selbst gegen eine stärkere Armee leicht vertheidigt werden konnte, um Napoleon in der Stellung von Brünn anzugreifen, die er seit mehrern Tagen sorgfältig studirte.

Man rückte in fünf Kolonnen auf der Straße von Olmütz nach Brünn vor. Am 18. November in Wischau, eine Tagereise weit von Brünn, angelangt, überraschte man einen Vortrab von Reiterei und eine schwache Abtheilung Fußvolk, die der Marschall Soult in diesen Ort gelegt hatte. Man umringte sie mit 3000 Pferden und drang sodann mit einem Bataillon Fußvolk in Wischau selbst ein. Es wurden etwa 100 Gefangene gemacht. Der Adjutant Dolgorucki hatte an

dieser That den größten Antheil. Der Kaiser Alexander war selbst zugegen und man überredete ihn, daß dieses Scharmützel der Krieg sei und daß seine Anwesenheit den Werth seiner Soldaten verdoppelt habe. Dieser unbedeutende Vortheil brachte die jungen Köpfe des russischen Generalstabes völlig in Verwirrung, und der Entschluß zu kämpfen wurde nun unwiderruflich. Neue Bemerkungen des Fürsten Czartoryski wurden sehr schlecht aufgenommen. Der General Kutusow, unter dessen Namen die Schlacht geliefert werden sollte, kommandirte nicht mehr und war schwach genug, sich einen Beschluß gefallen zu lassen, den er mißbilligte. Es stand also fest, daß man Napoleon in seiner Stellung von Brünn nach dem Plane des Generals Weirother angreifen werde. Man zog einen Tagmarsch weiter und stellte sich vor dem Schlosse von Austerlitz auf.

Napoleon, der die Entwürfe seiner Feinde mit seltenem Scharfsinn zu errathen pflegte, sah gleich, daß die Verbündeten ein entscheidendes Zusammentreffen mit ihm suchten und war darüber sehr erfreut. Eben jetzt hatten ihn die Entwürfe Preußens beschäftigt, die von neuen Mittheilungen aus Berlin als entschieden feindselig geschildert wurden, und die Bewegungen des preußischen Heeres, das gegen Böhmen vorrückte. Er hatte keine Zeit zu verlieren und brauchte entweder den Frieden oder einen glänzenden Sieg. Er zweifelte kaum an dem Erfolge der Schlacht, der Friede bot indessen doch mehr Sicherheit. Die Oesterreicher brachten diesen mit einem gewissen Anschein von Aufrichtigkeit in Vorschlag, bezogen sich aber immer, was die Bedingungen betraf, auf den Willen Rußlands. Napoleon wünschte zu wissen, was in dem Kopfe Alexanders vorgehe, und schickte seinen Adjutanten in das russische Hauptquartier, um den Kaiser zu begrüßen,

in Unterredung mit ihm zu treten und seine Gesinnungen zu erforschen.

Savary reiste auf der Stelle ab, meldete sich bei dem Vorposten als Parlamentair und gelangte mit einiger Mühe zum Kaiser. Während er den Moment der Vorstellung erwartete, konnte er die Stimmung der jungen moskowitischen Aristokratie, ihre tolle Verblendung, ihre Sehnsucht nach einer großen Schlacht kennen lernen. Sie dachte an nichts Geringeres, als die Franzosen zu schlagen und bis zu den Grenzen Frankreichs zurückzutreiben. Der General Savary hörte diese Aeußerungen mit Kaltblütigkeit an, gelangte endlich zum Kaiser, und fand ihn ebenso sanft als höflich, aber ausweichend, und wenig im Stande, die Wechselfälle des Krieges zu beurtheilen. Auf die wiederholten Versicherungen, daß Napoleon die friedlichste Stimmung habe, antwortete Alexander mit der Frage nach den Friedensbedingungen. Savary konnte darauf nicht antworten und bat den Kaiser, einen seiner Adjutanten in das französische Hauptquartier zu schicken, um mit Napoleon zu konferiren. Er versicherte, daß das Resultat dieses Schrittes das befriedigendste sein werde. Nach vielem Hin- und Herreden, wobei Savary in seinem Eifer mehr sagte, als wozu er Auftrag hatte, gab ihm Alexander zum Begleiter den Fürsten Dolgorucki selbst, also die Hauptperson der neuen Partei, die nach der Gunst des Kaisers strebte. Dolgoruki war einer der eifrigsten Redner des russichen Generalstabes, und fühlte sich doch sehr geschmeichelt, einen Auftrag an den Kaiser der Franzosen zu bekommen. Er reiste mit Savary ab und wurde Napoleon in einem Augenblicke vorgestellt, wo dieser eben von einem Besuche seiner Vorposten zurückkam und in seiner Kleidung und seiner Umgebung nichts hatte, was einem gewöhnlichen

Geiste imponiren konnte. Dolgorucki ließ es an Maß, wie an Takt fehlen und kramte bunt durch einander und ganz rücksichtslos Alles aus, was er von jenen Ideen des russischen Kabinets über das neue europäische Gleichgewicht, von denen weiter oben gesprochen wurde, in sich aufgenommen hatte. Frankreich müsse sofort Italien aufgeben, sagte er, wenn es Frieden haben wolle; setze es den Krieg fort und sei unglücklich, so nehme man ihm auch Belgien, Savoyen und Piemont, um daraus Grenzwächter zu machen. Diese Ideen, die sehr ungeschickt vorgetragen wurden, erschienen Napoleon wie eine förmliche Forderung, Belgien, das an Frankreich in mehr denn einem Vertrage abgetreten war, sofort zurückzugeben, und rief in ihm eine starke Aufregung hervor, die er indessen zu beherrschen verstand, da seine Würde ihm nicht erlaubte, sie in Gegenwart eines solchen Unterhändlers blicken zu lassen. Er verabschiedete ihn kurzweg, indem er ihm sagte, er werde die obwaltende Meinungsverschiedenheit anderswo schlichten, als in diplomatischen Konferenzen. Napoleon war aufgebracht und hatte blos noch einen Gedanken, eine Schlacht auf Tod und Leben zu liefern.

Seit dem Ueberfall von Wischau hatte er seine Armee rückwärts geführt, in eine Stellung, die sich zur Schlacht herrlich eignete. Er ließ in seinen Bewegungen ein gewisses Schwanken durchblicken, daß mit seiner gewöhnlichen Kühnheit in Widerspruch stand. Dieser Umstand, zu dem noch die Sendung des Generals Savary kam, erhitzte die schwachen Köpfe des russischen Generalstabes noch mehr. Bald ertönte rings um Alexander blos ein Kriegsgeschrei. Napoleon gehe zurück, sagte man, er sei in vollem Rückzuge, man müsse sich auf ihn stürzen und ihn vernichten.

Die französischen Soldaten sahen ihrerseits, daß es zum

Schlagen mit den Russen komme und waren darüber äußerst erfreut. Von beiden Seiten bereitete man sich auf eine entscheidende Schlacht vor.

Mit jenem militairischen Takt, den die Natur ihm gab und den er durch Erfahrung so sehr ausbildete, hatte Napoleon unter allen den Stellungen, die er rings um Brünn einnehmen konnte, diejenige gewählt, welche ihm für den jetzt zur Gewißheit gewordenen Fall, daß er angegriffen werde, die größten Resultate sicherte.

Die Höhenzüge Mährens, welche die böhmischen Gebirge mit den ungarischen verbinden, werden nach der Donau hin immer niedriger, bis Mähren in der Nähe dieses Flusses blos noch eine weite Ebene bildet. In der Umgegend von Brünn, der Hauptstadt der Provinz, haben diese Gebirge blos die Höhe von starken Hügeln und sind mit düstern Fichtenwäldern bedeckt. Ihre Gewässer, denen es an Fall fehlt, bilden zahlreiche Teiche und werfen sich in verschiedenen Abflüssen in die March und von der March in die Donau.

Diese Landschaftszüge finden sich alle vereint in der Stellung zwischen Brünn und Austerlitz, die Napoleon für immer berühmt gemacht hat. Die große mährische Straße geht in gerader Linie nördlich, soweit sie von Wien nach Brünn führt, wendet sich dann plötzlich von Brünn nach Olmütz rechts, d. h. nach Osten, und beschreibt auf diese Weise einen rechten Winkel mit ihrer ersten Richtung. In diesem Winkel liegt die angedeutete Stellung. Sie beginnt links gegen die Straße von Olmütz hin, an Höhen, die mit Fichten besetzt sind, verlängert sich dann zur Rechten in einer schiefen Linie gegen die Straße von Wien, und endet, nach und nach sich absenkend, an Teichen, die im Winter mit tiefem Wasser angefüllt sind. Längs dieser Stellung und vor derselben fließt

ein Bach, der keinen in der Geographie bekannten Namen hat, von den Bewohnern aber in einem Theile seines Laufes der Goldbach genannt wird. Er läuft durch die kleinen Dörfer Girzikowitz, Puntowitz, Kobolnitz, Sokolnitz und Telnitz und endet, indem er bald Sümpfe bildet, bald von Kanälen eingefaßt ist, in den Teichen, von denen eben die Rede war, die man die Teiche von Satschan und Melnitz nennt.

Mit allen seinen Streitkräften auf dieses Terrain konzentrirt, auf der einen Seite an die bewaldeten Hügel der March gestützt und namentlich an einen abgerundeten Hügel, den die Soldaten von Aegypten den Santon nannten, auf der andern Seite an die Teiche von Satschan und Melnitz, mithin seinen linken Flügel durch die Straße von Olmütz deckend, seinen rechten durch die Straße von Wien, war Napoleon im Stande, eine Defensivschlacht mit Vortheil anzunehmen. Er wollte sich indessen auf die Vertheidigung nicht beschränken, denn er hatte die Gewohnheit, größere Resultate zu erstreben. Er war in die mühselig entworfenen Pläne des Generals Weirother so tief eingedrungen, als ob er sie gelesen hätte. Da die Feinde keine Aussicht hatten, ihm den Stützpunkt zu entreißen, den er auf seiner Linken in den hohen bewaldeten Hügeln besaß, so mußten sie sich versucht fühlen, seinen rechten Flügel, der nicht genau an die Teiche anschloß, zu umgehen und ihm die Straße von Wien zu nehmen. Die Versuchung war groß, denn verlor Napoleon diese Straße, so hatte er keine Wahl, als einen Rückzug nach Böhmen. Der Rest seiner Streitkräfte, der sich in und um Wien befand, mußte dann für sich allein im Donauthale zurückgehen. Das französische Heer war dann getheilt und mußte nach zwei entgegengesetzten Richtungen hin einen Rückzug

Bayerische
Staatsbibliothek
München

unternehmen, der gefährlich war und selbst verderblich, wenn es die Preußen auf seinem Wege fand.

Napoleon errieth, daß dies der Plan des Feindes sein müsse. Indem er also seine Armee gegen den linken Flügel und die Höhen hin konzentrirte, ließ er auf seiner Rechten, d. h. nach Sokolnitz, Telnitz und den Teichen hin, einen Raum, der kaum bewacht wurde. Er lud damit die Russen ein, ihren Ideen den weitesten Spielraum zu lassen. Aber hier war es nicht, wo er ihnen den tödtlichen Schlag zuzufügen dachte. Vor ihm befand sich eine Bodenbildung, die er zur Entscheidung benutzen wollte.

Jenseits des Baches, der vor unserer Stellung hinlief, bildete der Boden zuerst unserer Linken gegenüber eine etwas wellenförmige Ebene, durch welche die Straße von Olmütz ging, erhob sich dann unserm Zentrum gegenüber nach und nach und bildete endlich vor unserer Rechten eine Hochebene, die vor einem Dorfe, das etwas seitab in einer Schlucht liegt, die Hochebene von Pratzen heißt. Diese Hochebene endete rechts in steilen Abfällen nach den Teichen zu und senkte sich rückwärts in sanfter Neigung nach Austerlitz vorwärts, dessen Schloß in einiger Entfernung sichtbar wurde.

Man bemerkte dort beträchtliche Streitkräfte. In der Nacht sah man eine Menge von Bivouakfeuern glänzen, am Tage entdeckte man eine große Bewegung von Menschen und Pferden. Bei diesem Anblick zweifelte Napoleon an den Plänen der Feinde nicht länger. Sie wollten augenscheinlich von der Stellung, die sie besetzt hielten, herabsteigen, zwischen den Teichen und unserm rechten Flügel über den Goldbach gehen und uns von der Wiener Straße abschneiden. In diesem Falle wollte Napoleon selbst die Offensive ergreifen, bei den Dörfern Girzikowitz und Puntowitz über den Bach gehen,

Bayerische Staatsbibliothek

die Hochebene von Pratzen, während die Russen sie verließen, ersteigen und sich derselben bemächtigen. Gelang ihm dies, so war die feindliche Armee in zwei Theile getrennt, ein Theil wurde rechts in die Teiche geworfen, der andere links in die Ebene, welche die Straße von Olmütz durchschneidet. Die Schlacht mußte dann für die Feinde verderblich sein. Zu diesem Ende war es aber nöthig, daß sie den Fehler nicht blos halb begingen. Die vorsichtige, schüchterne Haltung Napoleons mußte ihre thörichte Zuversicht erhöhen und sie verlocken, den Fehler ganz zu begehen.

Nach diesen Ideen traf Napoleon seine Anordnungen. Da er seit zwei Tagen angegriffen zu werden erwartete, so hatte er Bernadotte befohlen, Iglau an der böhmischen Grenze zu verlassen, die Besetzung des Ortes der baierischen Division zu übertragen und in Gewaltmärschen nach Brünn zu kommen. Der Marschall Davout hatte die Weisung, die Division Friant und wo möglich auch die Division Gudin nach der Abtei Großraigern zu schicken, die auf der Straße von Wien nach Brünn in der Höhe der Teiche liegt. Bernadotte hatte sich in Gemäßheit dieser Befehle in Bewegung gesetzt und war am 1. Dezember eingetroffen. Der General Friant, der den Befehl allein zur rechten Zeit erhalten hatte, da der General Gudin in der Richtung von Preßburg zu weit entfernt stand, war auf der Stelle aufgebrochen und hatte die 36 Stunden, die Wien von Großraigern trennen, in zwei Tagen zurückgelegt. Die Soldaten fielen häufig auf der Straße vor Erschöpfung nieder, aber bei dem geringsten Geräusch glaubten sie Kanonendonner zu hören und eilten wieder eifrig vorwärts, um ihre Kameraden zu unterstützen, die, wie sie glaubten, in eine blutige Schlacht verwickelt seien. Am 1. Dezember Abends bivouakirten sie bei einer strengen Kälte

in der Nähe von Großraigern, anderthalb Stunden vom Schlachtfelde entfernt. Noch nie hat Fußvolk einen so merkwürdigen Marsch ausgeführt, denn hier wurden zwei Tage hinter einander täglich 18 Stunden zurückgelegt.

Am 1. Dezember konnte Napoleon, nachdem die Korps von Bernadotte und Friant ihn verstärkt hatten, auf 65 bis 70,000 Mann rechnen, während die Russen und Oesterreicher 90,000 Mann unter den Waffen hatten.

Zu seiner Linken stellte er Lannes auf, in dessen Korps die Division Caffarelli die Division Gazan ersetzte. Lannes sollte mit den beiden Divisionen Suchet und Caffarelli die Straße von Olmütz besetzen und in der wellenförmigen Ebene kämpfen, die sich zu beiden Seiten der Straße ausdehnt. Napoleon gab ihm außerdem die Reiterei Murats, welche die Kürassiere der Generale Hautpoul und Nansouty, die Dragoner der Generale Walther und Beaumont, die Jäger der Generale Milhaud und Kellermann umfaßte. Das ebene Terrain ließ ihn an dieser Stelle ein großes Reitergefecht voraussehen. Auf dem runden Hügel oder Santon, der diesen Theil des Terrains beherrscht und auf dem sich die Kapelle von Bosenitz befindet, stellte er das 17. leichte Regiment mit 18 Geschützen auf und ließ den Befehlshaber General Claparede den Eid leisten, daß er diese Stellung bis auf den Tod vertheidigen wolle. Dieser Hügel war in der That der Stützpunkt des linken Flügels.

Im Zentrum hinter dem Goldbach nahmen die Divisionen Vandamme und Saint-Hilaire von Soults Korps Stellung. Napoleon bestimmte sie dazu, bei den Dörfern Girzikowitz und Puntowitz über den Bach zu gehen und sich der Hochebene von Pratzen zu bemächtigen, sobald die Zeit dazu gekommen sei. Etwas weiter entfernt, hinter den Sümpfen

von Kobolnitz und dem Schlosse Sokolnitz stellte er die dritte Division des Marschalls Soult auf, jene des Generals Legrand. Er verstärkte sie mit zwei Schützenbataillonen, den sogenannten Jägern vom Po und den korsischen Jägern, ferner mit einer Abtheilung leichter Reiterei unter dem General Margeron. In Telnitz, das den Teichen am nächsten lag und wohin Napoleon die Russen eben locken wollte, sollte diese Division blos das 3. Linienregiment und die korsischen Jäger aufstellen. Weit rückwärts, anderthalb Stunden entfernt, stand die Division Friant in Großraigern.

Von seinen 10 Infanteriedivisionen stellte Napoleon also blos 6 in Linie auf. Als Reserve behielt er Oudinots Grenadiere, die dieses Mal von Lannes' Korps getrennt wurden, das Korps von Bernadotte, aus den Divisionen Drouet und Rivaud bestehend, und endlich die kaiserliche Garde. Auf diese Weise hielt er eine Masse von 25,000 Mann in Bereitschaft, die er überall hinführen konnte, namentlich aber auf die Höhen von Pratzen, wenn die Russen dieselben vielleicht nicht genug entblößt haben sollten.

Nachdem er diese Anordnungen getroffen hatte, trieb er das Vertrauen so weit, daß er sie der Armee in einer Proklamation selbst bekannt machte. Wir geben sie so, wie sie den Truppen am Abend vor der Schlacht vorgelesen wurde:

„Soldaten!

„Die russische Armee zeigt sich vor euch, um die Oesterreicher für die Niederlage von Ulm zu rächen. Es sind dieselben Bataillone, die ihr bei Hollabrunn geschlagen und bis hierher beständig verfolgt habt.

„Die Stellungen, die wir besetzt halten, sind furchtbar; die Feinde müssen mir ihre Flanke zeigen, während sie meinen rechten Flügel zu umgehen suchen.

„Soldaten! ich werde eure Bataillone selbst führen. Ich werde mich vom Feuer fern halten, wenn ihr mit eurer gewöhnlichen Tapferkeit in den feindlichen Reihen Unordnung und Verwirrung verbreitet. Wenn aber der Sieg einen Augenblick lang ungewiß ist, so werdet ihr euern Kaiser an den gefährlichsten Punkten erblicken, denn die Entscheidung darf an diesem Tage nicht schwanken, da es sich um die Ehre des französischen Fußvolks handelt, die mit der Ehre der ganzen Nation so innig verbunden ist.

„Daß Niemand unter dem Vorwande, die Verwundeten zu geleiten, die Reihen verlasse. Möge sich Jeder mit dem Gedanken durchdringen, daß wir diese Söldlinge Englands besiegen müssen, die einen so großen Haß gegen unsere Nation hegen.

„Dieser Sieg wird den Feldzug beendigen und wir können dann unsere Winterquartiere beziehen, um die neuen Heere zu erwarten, die sich in Frankreich bilden. Dann werde ich einen Frieden schließen, der meines Volkes, eurer und meiner würdig ist.

Napoleon."

An demselben Tage empfing er Haugwitz, der endlich im französischen Hauptquartier eingetroffen war, durchschaute die ganze Falschheit des preußischen Hofes und fühlte mehr denn je das Bedürfniß, einen glänzenden Sieg davon zu tragen. Er nahm den preußischen Abgesandten sehr gut auf und sagte ihm, daß er sich morgen schlage und ihn später empfangen werde, wenn ihn nicht etwa eine Kugel treffe; dann werde es Zeit sein, sich mit dem Berliner Kabinet zu verständigen. Er forderte ihn auf, noch in dieser Nacht nach Wien abzugehen und verwies ihn auf Talleyrand, wobei er Sorge trug, ihn über das Schlachtfeld von Hollabrunn führen zu lassen,

das einen furchtbaren Anblick darbot. — „Es ist gut,“ schrieb er an Talleyrand, „daß dieser Preuße mit eigenen Augen sieht, auf welche Art wir Krieg führen.“

Nachdem er den Abend mit seinen Marschällen im Bivouak zugebracht hatte, wollte er seine Soldaten besuchen, um über ihre Stimmung selbst zu urtheilen. Es war am 1. Dezember Abends und der nächste Tag war der Jahrestag der Krönung. Dieses Zusammentreffen der Zeit war merkwürdig, aber Napoleon hatte es nicht aufgesucht, denn er stellte sich zur Schlacht und bot sie nicht an. Die Nacht war dunkel und kalt.

Die ersten Soldaten, die ihn bemerkten, wollten ihm leuchten, rafften das Stroh ihres Lagers zusammen und bildeten damit brennende Fackeln, die sie auf ihre Flinten steckten. In wenigen Minuten wurde dieses Beispiel von dem ganzen Heere nachgeahmt und diese sonderbare Illumination lief an der gesammten Länge unserer Stellung hinunter. Die Soldaten folgten dem Schritte Napoleons mit dem Rufe: Es lebe der Kaiser! und versprachen ihm, daß sie sich morgen seiner und ihrer selbst würdig zeigen würden. Ueberall herrschte Begeisterung. Man ging in die Gefahr wie es sein muß, das Herz mit Zufriedenheit und Vertrauen erfüllt.

Napoleon zog sich zurück, damit seine Soldaten ruhen möchten und erwartete unter seinem Zelte die Morgenröthe eines Tages, der einer der größten seines Lebens, einer der größten der Geschichte werden sollte.

Diese Feuer, diese Freudenrufe konnten von den Höhen, welche die russische Armee besetzt hielt, leicht bemerkt werden und riefen dort bei einer kleinen Zahl verständiger Offiziere düstere Ahnungen hervor. Sie fragten sich, ob das das Be-

nehmen eines niedergeschlagenen, auf dem Rückzuge befindlichen Heeres sei.

Während dieser Zeit waren die Anführer der russischen Korps in dem Dorfe Krznowitz bei dem General Kutusow versammelt und empfingen ihre Instruktionen für den folgenden Tag. Der alte Kutusow schlummerte tief und der General Weirother hatte eine Spezialkarte der Gegend ausgebreitet und las eine Denkschrift vor, welche den ganzen Schlachtplan enthielt. Wir haben ihn ziemlich im Voraus mitgetheilt, indem wir die Anordnungen Napoleons berichteten. Der rechte Flügel der Russen unter dem Fürsten Bagration, der unsrer Linken entgegenstand, sollte zu beiden Seiten der Straße von Olmütz vorgehen, den Santon erstürmen und direkt auf Brünn marschiren. Die Reiterei zwischen Bagrations Korps und der russischen Armee zu einer einzigen Masse vereinigt, sollte dieselbe Ebene besetzen, wo Napoleon Murat aufgestellt hatte, und den linken Flügel der Russen mit ihrem Zentrum verbinden. Das Gros der Armee, das aus vier Kolonnen bestand, welche die Generale Doctorow, Langeron, Przybyszewski und Collowrat befehligten, sollte von den Höhen von Pratzen herabsteigen, über den sumpfigen Bach gehen, von dem bereits die Rede war, Telnitz, Sokolnitz und Kobolnitz nehmen, den rechten Flügel der Franzosen umgehen und in ihrem Rücken die Straße von Wien besetzen. Das Stelldichein aller dieser Korps war unter die Mauern von Brünn verlegt. Der Großfürst Constantin sollte mit der russischen Garde, die 9—10,000 Mann stark war, mit Tagesanbruch von Austerlitz aufbrechen, um sich als Reserve hinter dem Zentrum der Armee aufzustellen.

Als der General Weirother vor den russischen Anführern, von denen blos einer, der General Doctorow, aufmerk-

sam, und blos einer, der General Langeron, zum Widerspruche geneigt war, seinen Plan vorgelesen hatte, machte dieser Letztere einige Einwürfe. Langeron war ein französischer Ausgewanderter und diente gegen sein Vaterland, war aber sonst ein guter Offizier. Er fragte den General Weirother, ob er glaube, daß Alles so kommen werde, wie er da geschrieben habe; was ihn selbst betreffe, so zweifle er stark daran. Weirother ließ keine andere Annahme zu, als die im russischen Generalstabe verbreitete, nämlich, daß sich Napoleon zurückziehe und daß seine Instruktionen für diesen Fall vortrefflich seien. Der General Kutusow machte aber jeder Erörterung ein Ende, indem er die Anführer nach ihren Quartieren zurückschickte und jedem eine Abschrift des Planes zustellen ließ. Dieser erfahrene Feldherr wußte, was er von dieser Manier, einen Schlachtplan zu entwerfen und zur Ausführung zu bringen, zu denken habe, und ließ doch Alles geschehen, obgleich man unter seinem Namen so handelte.

Um vier Uhr Morgens verließ Napoleon sein Zelt, um mit eigenen Augen zu beurtheilen, ob die Russen den Fehler begingen, zu dem er sie so geschickt ermuthigt hatte. Er ging bis zum Dorfe Puntowitz vor, das am Ufer des die beiden Heere trennenden Baches liegt, und sah, daß die Feuer der Russen auf den Höhen von Pratzen beinahe erloschen waren. Ein sehr bemerkbares Geräusch von Geschützen und Pferden verrieth einen Marsch von der Linken zur Rechten, also nach den Teichen hin, wohin er die Russen eben locken wollte. Er empfand eine lebhafte Freude, als er seine Voraussicht so sehr gerechtfertigt sah, und er ging nun auf das höher liegende Terrain zurück, wo er die Nacht zugebracht hatte, um das Schlachtfeld in seiner ganzen Ausdehnung zu überschauen. Seine Marschälle hielten zu Pferde neben ihm. Eben brach

der Tag an. Ein Winternebel bedeckte weithin das Feld und man sah blos die hervorragendsten Theile des Terrains, die sich über diesem Nebel darstellten wie Inseln über einem Meere. Die verschiedenen Korps des französischen Heeres waren in Bewegung und stiegen von der Stellung herab, die sie während der Nacht eingenommen hatten, um über den Bach zu gehen, der sie von den Russen trennte. Unten im Grunde, wo der Nebel sie verdeckte, hielten sie aber an, weil der Kaiser sie so lange zurückhalten wollte, bis der günstige Augenblick zum Angriff erschien. Am Endpunkte der Linie nach den Teichen hin ließ sich bereits ein sehr lebhaftes Feuer hören. Die Bewegung der Russen gegen unsern rechten Flügel sprach sich aus. Der Marschall Davout war eilig abgegangen, um die Division Friant von Großraigern nach Telnitz zu führen, damit sie das 3. Regiment und die korsischen Jäger unterstütze, die mit einem beträchtlichen Theile der Feinde zu thun hatten. Die Marschälle Murat, Lannes und Soult umringten mit ihren Adjutanten den Kaiser und erwarteten den Befehl, im Zentrum und auf der Linken den Kampf zu beginnen. Napoleon mäßigte ihren Eifer, da er die Russen ihren Fehler ganz begehen lassen wollte, bis sie sich aus den Niederungen, in die man sie verwickeln wollte, nicht mehr herausarbeiten könnten. Endlich erschien die Sonne, zerstreute die Nebel und übergoß dieses ungeheure Schlachtfeld mit ihrem Lichte. Es war die Sonne von Austerlitz, jene Sonne, die der lebenden Generation so oft in das Gedächtniß zurückgerufen wurde und auch von den kommenden Geschlechtern gewiß nie vergessen werden wird. Die Höhen von Pratzen entblößten sich von Truppen. Die Russen stiegen nach ihrem Plane in das Bett des Goldbaches herab, um sich der Dörfer Telnitz und Sokolnitz zu bemächtigen, die

an diesem Bache liegen. Napoleon gab nun das Signal zum Angriff und seine Marschälle gingen im Galopp ab, um sich an die Spitze ihrer verschiedenen Armeekorps zu stellen.

Die drei russischen Kolonnen, die mit dem Angriffe auf Telnitz und Sokolnitz beauftragt waren, setzten sich um sieben Uhr Morgens in Bewegung. Sie standen unter dem unmittelbaren Befehle der Generale Doctorow, Langeron, Przybyszewski und unter dem Oberbefehl des Generals Burhöwden, eines mittelmäßigen und trägen Offiziers, dessen höchster Stolz eine Gunst war, die er einer Heirath mit einer Hofdame verdankte, und der den linken Flügel der russischen Armee ebenso wenig befehligte, wie der General Kutusow das Ganze. Er befand sich persönlich bei der Kolonne des Generals Doctorow, die den Endpunkt der russischen Linie bildete und zuerst angreifen sollte. Um die andern Kolonnen, um den Einklang, der in ihre Bewegungen gebracht werden mußte, bekümmerte er sich gar nicht, und dies war ein Glück für uns, denn wenn sie übereinstimmend handelten und Telnitz und Sokolnitz in Masse angriffen, so konnten sie, da die Division Friant an diesem Punkte noch nicht eingetroffen war, gegen unsere Rechte viel mehr Terrain gewinnen, als ihnen zu überlassen räthlich war.

Die Kolonne Doctorows hatte gleich den andern auf den Höhen von Pratzen übernachtet. Am Fuße dieser Höhen, in den Niederungen, welche sie von unserm rechten Flügel trennten, lag das Dorf Augezd und in diesem Dorfe befand sich ein Vortrab unter dem Befehle des Generals Kienmayer, aus 5 Bataillonen und 14 Schwadronern Oesterreichern bestehend. Dieser Vortrab sollte die Ebene zwischen Augezd und Telnitz reinigen, während die Kolonne Doctorows von den Höhen herabsteige. Die Oesterreicher, die den Russen

zeigen wollten, daß sie sich ebenso gut wie sie schlügen, griffen das Dorf Telnitz mit vieler Entschlossenheit an. Sie mußten über den Bach gehen, der hier in Gräben fließt und sodann eine mit Weinbergen bedeckte Höhe erstürmen. Wir hatten an dieser Stelle außer dem 3. Linienregiment die korsischen Jäger, die hinter Bäumen und Häusern im Hinterhalte lagen. Diese geschickten Scharfschützen zielten kaltblütig auf die Husaren, die man vorausgeschickt hatte und tödteten eine große Menge. Auf dieselbe Weise empfingen sie ein Regiment Szeckler (Fußvolk) und rieben in einer halben Stunde einen Theil desselben auf. Dieses mörderischen und erfolglosen Kampfes müde, griffen die Oesterreicher das Dorf Telnitz mit ihren 5 Bataillonen in Masse an, konnten aber nicht eindringen, da das 3. Regiment sie mit der Entschlossenheit erprobter Soldaten in Empfang nahm. Während der Vortrab Kienmayers sich in ohnmächtigen Anstrengungen erschöpfte, erschien die Kolonne Doctorow, 24 Bataillone stark, vom General Buxhöwden geführt, nachdem sie über eine Stunde lang auf sich hatte warten lassen, und half den Oesterreichern Telnitz erstürmen, zu dessen Vertheidigung das 3. Regiment nicht ausreichte. Das Bett des Baches wurde erstiegen und General Kienmayer ließ nun seine 14 Schwadronen jenseits von Telnitz gegen die leichte Reiterei des Generals Margeron vorgehen. Diese hielt mehrere Angriffe muthig aus, konnte aber gegen eine solche Reitermasse nicht Stand halten. Da die Division Friant von Großraigern noch nicht eingetroffen war, so war unsere rechte Flanke vollständig überflügelt. Aber nachdem Buxhöwden lange hatte auf sich warten lassen, mußte er nun seinerseits die zweite Kolonne unter dem General Langeron erwarten. Diese letztere hatte sich in Folge eines besondern Umstandes verzögert. Die Reitermasse, welche

die Ebene rechts von den Russen und links von den Franzosen besetzen sollte, hatte die erhaltenen Befehle falsch verstanden und sich bei Pratzen selbst aufgestellt, mitten zwischen den Bivouaks von Langerons Kolonne. Als diese Reiterei ihren Irrthum erkannte, mußte sie, um die angewiesene Stellung einzunehmen, durch die Kolonnen von Langeron und Przybyszewski marschiren und hielt diese dadurch lange auf. Endlich kam der General Langeron vor Sokolnitz an und unternahm den Angriff. Aber während dieser Zeit war der General Friant mit seiner Division, die aus 5 Infanterie- und 6 Dragoner-Regimentern bestand, eilig herbeigekommen. Das erste Dragonerregiment, das an diesem Tage der Division Bourcier zugewiesen war, ging im Trabe auf Telnitz vor. Die auf diesem Punkte siegreichen Feinde begannen bereits über den Goldbach zu gehen und das 3. Linienregiment und die leichte Reiterei Margerons zu überflügeln. Die Dragoner setzten sich in Galopp und warfen Alles über Telnitz zurück, was über das Dorf bereits hinaus war. Die Generale Friant und Heudelet drangen nun mit der 1. Brigade, die aus dem 108. Linienregimente und aus den Voltigeuren des 15. leichten Regiments bestand, in Telnitz mit gefälltem Bajonnet ein, vertrieben die Oesterreicher und Russen, warfen sie über die Gräben zurück, welche das Bett des Goldbachs bilden, und blieben Herren des Terrains, nachdem sie es mit Todten und Verwundeten bedeckt hatten. Unglücklicherweise herrschte in den Niederungen noch der Nebel, der sonst fast überall verschwunden war. Er hüllte Telnitz ein und man befand sich hier in einer Art von Wolke. Das 26. leichte Regiment von der Division Legrand, das dem 3. Linienregiment zu Hülfe gekommen war, sah jenseits des Baches Truppenmassen, ohne die Farbe der Uniform zu unterscheiden, und

feuerte auf das 108. Regiment, das es für feindlich hielt. Das 108. gerieth bei diesem unerwarteten Angriffe in Verwirrung und zog sich zurück, weil es umgangen zu sein fürchtete. Die Russen und Oesterreicher, welche an diesem Punkte 29 Bataillone stark waren, benutzten diesen Umstand, um die Offensive wieder zu ergreifen, und trieben die Brigade Heudelet aus Telnitz heraus, während der General Langeron mit 12 russischen Bataillonen in Sokolnitz eindrang, das etwas oberhalb von Telnitz am Goldbach liegt. Die beiden feindlichen Kolonnen unter Doctorow und Langeron begannen über Telnitz und Sokolnitz vorzugehen. Zu gleicher Zeit hatte die Kolonne des Generals Przybyszewski das Schloß Sokolnitz, das oberhalb des gleichnamigen Dorfes liegt, angegriffen und genommen. General Friant, der sich an diesem Tage wie an vielen andern als Held zeigte, entsendet bei diesem Anblick den General Bourcier mit seinen 6 Dragonerregimentern gegen Doctorows Kolonne, in demselben Augenblick, als diese sich jenseits Telnitz entwickelt. Die Russen fällen gegen unsere Dragoner ihre Bajonnette, aber die stets wiederholten Reiterangriffe verhindern sie, in der Ebene sich auszudehnen und machen der Brigade Heudelet Luft. Der General Friant setzt sich nun an die Spitze der Brigade Lochet, die aus dem 48. und 111. Linienregiment bestand und wirft sich auf Langerons Kolonne, die bereits über Sokolnitz hinaus war, drückt sie dahin zurück, dringt hinter ihr ein, vertreibt sie und wirft sie über den Goldbach. Friant übergiebt nun dem 48. Regiment die Bewachung von Sokolnitz und zieht mit der 3. Brigade Kister, die aus dem 33. Linienregiment und dem 15. leichten Regiment bestand, gegen die Kolonne von Przybyszewski, um ihr das Schloß Sokolnitz streitig zu machen. Auch diese wirft er zurück. Während er

aber vor dem Schlosse Sokolnitz kämpft, hat Langeron das Dorf gleiches Namens wieder angegriffen und ist im Begriff, das 48. Regiment zu überwältigen, das sich in den Häusern des Dorfes mit großer Tapferkeit vertheidigt. Der General Friant kehrt zurück und befreit das Regiment. Dieser tapfere General und sein erlauchter Feldherr, der Marschall Davout, eilen auf dieser so lebhaft bestrittenen Linie des Goldbachs unaufhörlich von Punkt zu Punkt und schlagen sich mit 7—8000 Mann Fußvolk und 2800 Pferden gegen 35,000 Russen. In der That war die Division Friant durch ihren 36stündigen Marsch auf 6000 Mann höchstens herabgebracht und verfügte mit dem 3. Linienregiment über nicht mehr als 7—8000 Streiter. Aber die zurückgebliebenen Soldaten trafen mit jedem Augenblicke zahlreicher ein und füllten nach und nach die Lücken aus, die das feindliche Feuer gemacht hatte.

Während dieses heftigen Kampfes auf unserer Rechten hatte der Marschall Soult im Zentrum die Stellung angegriffen, von der das Schicksal der Schlacht abhing. Auf das von Napoleon gegebene Signal hatten die Divisionen Vandamme und Saint-Hilaire den Abhang der Hochebene von Pratzen in geschlossenen Kolonnen und im Geschwindschritt erstiegen. Die Division Vandamme stellte sich links, jene von Saint-Hilaire rechts vom Dorfe Pratzen auf, das in der Tiefe einer Schlucht liegt, welche nahe bei Puntowitz in den Goldbach mündet. Das russische Zentrum, aus der österreichischen Infanterie Kollowrats und dem russischen Fußvolk unter Miloradowitsch, zusammen 27 Bataillone, bestehend, von Kutusow und den beiden Kaisern direkt befehligt, hatte, während die Franzosen vorwärts gingen, die Hochebene von Pratzen besetzt, um dort die drei Kolonnen unter Burhöwden zu

ersetzen, die in die Niederungen hinabgestiegen waren. Unsere Soldaten fuhren fort, die Höhen zu ersteigen, ohne auf das Gewehrfeuer zu antworten, dem sie ausgesetzt waren, und überraschten die feindlichen Generale durch ihre lebhafte und entschlossene Haltung.

Bei dem Dorfe Pratzen angelangt, marschiren sie durch, ohne sich aufzuhalten. Der General Morand geht an der Spitze des 10. Regiments darüber hinaus und stellt sich an der Hochebene auf. Der General Thiebault folgt ihm mit seiner Brigade, die aus dem 14. und 36. Linienregimente besteht, und empfängt plötzlich von hinten eine Salve Musketenfeuer, die von zwei russischen Bataillonen ausging, welche in der Schlucht verborgen waren, in der das Dorf Pratzen liegt. Der General macht einen Augenblick Halt, giebt das Feuer aus nächster Nähe zurück und dringt mit einem seiner Bataillone in das Dorf ein. Er vertreibt die Russen und kehrt dann auf die Hochebene zurück. Die Brigade Baré, die zweite der Division Saint-Hilaire, war links vom Dorfe vorgegangen und hatte sich dem Feinde gegenüber aufgestellt, während Vandamme sich mit seiner Division noch weiter links zog und neben einem kleinen Hügel Stellung nahm, der Stari-Winobradi heißt und die Hochebene von Pratzen beherrscht. Die Russen hatten auf diesem Hügel 5 Bataillone und eine zahlreiche Artillerie aufgestellt.

Die österreichische Infanterie unter Kollowrat und die russische unter Miloradowitsch waren in zwei Linien aufgestellt. Ohne einen Augenblick zu verlieren, läßt der Marschall Soult die Divisionen Saint-Hilaire und Vandamme vorgehen. Der General Thiebault, der mit seiner Brigade den rechten Flügel der Division Saint-Hilaire bildete, hatte eine Batterie von 12 Geschützen. Er läßt sie mit Kugeln und Kartätschen laden

und beginnt ein mörderisches Feuer auf die entgegenstehende Infanterie. Dieses ebenso lebhafte als wohlgezielte Feuer verbreitet bald Unordnung in den Reihen der Oesterreicher, die zurückweichen und sich dann in Unordnung nach dem Abhange der Hochebene flüchten. Vandamme greift nun den vor ihm stehenden Feind an. Sein tapferes Fußvolk geht kaltblütig vor, feuert mehrmals mit glücklichem Erfolg und wirft sich dann mit dem Bajonnet auf die Russen. Es wirft ihre erste Linie auf die zweite und zwingt beide, nach dem entgegengesetzten Abhang zu flüchten und ihr Geschütz zu verlassen. Bei dieser Bewegung hatte Vandamme den Hügel von Stari-Winobradi, den mehrere russische Bataillone vertheidigten und der von Geschütz starrte, zu seiner Linken gelassen. Er kehrt dahin zurück und läßt ihn von dem General Schiner mit dem 24. leichten Regimente umgehen, während er selbst mit dem 4. Regimente stürmt. Trotz eines furchtbaren Feuers erreicht er den Gipfel, wirft die Russen hinab und bemächtigt sich ihrer Geschütze.

So hatten die beiden Divisionen des Marschalls Soult in weniger als einer Stunde die Höhen von Pratzen erobert und verfolgten jetzt die Russen und Oesterreicher nach dem Schlosse Austerlitz hin.

Die beiden Kaiser von Oesterreich und Rußland, die bei diesem raschen Angriffe zugegen waren, bemühten sich vergebens, ihre Soldaten aufzuhalten. Man hörte in der Verwirrung nicht auf sie und Alexander konnte schon jetzt die Entdeckung machen, daß ein Souverain unter solchen Umständen weniger Werth hat als ein guter General. Miloradowitsch, im Feuer immer glänzend, eilte auf das von Kugeln durchfurchte Schlachtfeld herbei und versuchte die Flüchtlinge zum Stehen zu bringen. Der General Kutusow, der von

einer Kugel an dem Backen verwundet, sah das Unglück geschehen, das er vorausgesehen, aber aus Mangel an Festigkeit nicht verhindert hatte. Er zog die russische Garde herbei, um seine fliehenden Truppen hinter ihr zu ordnen. Wenn dieser Anführer der russischen Armee, dessen Verdienst hauptsächlich in einer Feinheit bestand, die sich hinter einer großen Trägheit verbarg, eines richtigen und raschen Entschlusses fähig war, so mußte er jetzt zu seinem linken Flügel eilen, die drei Kolonnen unter Buxhöwden aus den Niederungen auf die Hochebene von Pratzen führen und mit 50,000 Mann eine entscheidende Anstrengung machen, um eine Stellung wiederzugewinnen, ohne die sein Heer in zwei Theile getrennt wurde. Gelang ihm dies auch nicht, so konnte er sich wenigstens auf einem sichern Wege nach Austerlitz zurückziehen und ließ seinen linken Flügel nicht mit einem Abgrund im Rücken stehen. Aber er dachte nur an das Unglück, von dem er Augenzeuge war und beschränkte sich darauf, sein Zentrum hinter der 9000 Mann starken russischen Garde zu sammeln, während Napoleon beständig die Augen auf die Gegend von Pratzen gerichtet hielt, und zur Unterstützung des bereits siegreichen Marschalls Soult das Corps von Bernadotte, die Garde und Oudinots Grenadiere, d. h. 25,000 Mann ausgesuchter Truppen herbeiführte.

Während unsere Rechte den Russen den Goldbach streitig machte und unser Zentrum die Höhen von Pratzen stürmte, kämpfte auf unserm linken Flügel Fürst Bagration mit der ganzen Reiterei der Feinde.

Lannes sollte mit den Divisionen Suchet und Caffarelli, die zu beiden Seiten der Straße von Olmütz standen, direkt vorwärts gehen. Links von der Straße, da wo der Santon sich erhebt, nähert sich das Terrain den bewaldeten Höhen der

March und ist bald gebirgig, bald von tiefen Schluchten durchzogen. Dort stand die Division Suchet. Rechts ist der Boden ebener und schließt sich in sanften Abhängen den Höhen von Pratzen an. Auf dieser Seite marschirte Caffarelli, von Murats Reiterei gegen die feindlichen Reitermassen geschützt.

Man erwartete auf diesem Punkte eine Art Schlacht von den Pyramiden, denn man sah 82 österreichische und russische Schwadronen unter dem Oberbefehl des Fürsten Johann von Liechtenstein in zwei Reihen aufgestellt. Suchet und Caffarelli ließen daher mehrere Bataillone in Linie marschiren und stellten hinter den Zwischenräumen Bataillone in geschlossener Kolonne auf, um die erstern zu unterstützen und zu flankiren. Die Artillerie war vor den beiden Divisionen vertheilt. Die leichte Reiterei des Generals Kellermann, wie die Dragonerdivisionen standen rechts in der Ebene, die schwere Kavallerie unter Nansouty und Hautpoul als Reserve rückwärts.

In dieser imposanten Ordnung brach Lannes auf, sobald er den Kanonendonner von Pratzen hörte und marschirte in Paradeschritt, als ob er auf dem Exerzierplatz wäre, über diese von einer schönen Wintersonne beleuchtete Ebene.

Der Fürst von Liechtenstein hatte in Folge des erwähnten Mißverständnisses lange auf sich warten lassen. Während seiner Abwesenheit hatte die russische Garde die Lücke ausgefüllt, die er zwischen dem Zentrum und dem rechten Flügel ließ. Endlich angetroffen, bemerkt er die Bewegung von Lannes' Korps und wirft die Uhlanen des Großfürsten Konstantin auf die Division Caffarelli. Diese kühnen Reiter werfen sich auf diese Division, vor der Kellermann mit seiner Brigade leichter Reiterei steht. Kellermann, einer unserer geschicktesten Reiter, fürchtet auf das französische Fußvolk ge-

worfen zu werden und es in Unordnung zu bringen, wenn er diesen furchtbaren Angriff abwartet. Er nimmt seine Schwadronen zurück, läßt sie durch die Bataillone hindurchgehen und formirt sie wieder auf dem linken Flügel, um eine günstige Gelegenheit zum Angriff benutzen zu können. Die im Galopp vorgehenden Uhlanen finden unsere leichte Reiterei nicht mehr und stoßen statt ihrer auf eine unerschütterliche Infanterielinie, die sich nicht einmal in Vierecke formirt und sie mit einem mörderischen Feuer empfängt. 400 dieser Reiter werden augenblicklich zu Boden gestreckt. Der russische General Essen empfängt an ihrer Spitze eine tödtliche Wunde. Die Uebrigen verbreiten sich in Unordnung nach rechts und links. Diese Gelegenheit ergreifend, wirft sich Kellermann auf die Uhlanen und säbelt eine große Anzahl nieder. Der Fürst von Liechtenstein schickt einen zweiten Theil seiner Schwadronen den Uhlanen zu Hülfe. Unsererseits gehen die Dragonerdivisionen vor und nun sieht man eine Zeitlang nichts, als ein schreckliches Durcheinander, in dem Jeder Mann gegen Mann kämpft. Diese Wolke von Reiterei zerstreut sich endlich, jeder Theil kehrt zu seiner Schlachtlinie zurück und läßt den Boden mit Todten und Verwundeten bedeckt, die der Mehrzahl nach Oesterreicher oder Russen sind. Nun gehen unsere beiden Infanteriemassen auf dieses von der Reiterei verlassene Terrain mit festem und abgemessenem Schritt vor. Die Russen stellen ihnen 40 Feuerschlünde entgegen, die einen Hagel von Wurfgeschossen ausspeien. Eine Salve tödtet sämmtliche Tambours der Division Caffarellis. Man antwortet auf diese Kanonade mit dem ganzen Feuer unserer Artillerie. In diesem Geschützgefecht wird dem General Valhoubert von einer Kugel der Schenkel zerschmettert. Mehrere Soldaten wollen ihn forttragen. — „Bleibt auf

euren Posten," sagt er ihnen, „ich kann allein sterben. Um eines Menschen willen darf man nicht sechs verlieren." — Man marschirt nun gegen das Dorf Blasiowitz, das rechts in der Ebene lag, wo sich das Terrain gegen Pratzen zu heben anfängt. Dieses Dorf lag wie alle jener Gegend in einer tiefen Schlucht und man sah von ihm blos die Flammen, die es verzehrten. Eine Abtheilung der russischen Garde hatte es besetzt, ehe Fürst Liechtenstein herankam. Lannes befiehlt dem 13. Regiment, sich des Dorfes zu bemächtigen. Der Obrist Caster geht mit dem 1. Bataillon vor und wird von einer Kugel in die Stirn getroffen. Das Bataillon läßt sich nicht aufhalten und rächt den Tod seines Anführers mit dem Bajonnet Man bemächtigt sich des Dorfes und macht viele Gefangene, die hinter die Linie geschickt werden.

Auf dem andern Flügel von Lannes' Korps versuchten die von Bagration geführten Russen den kleinen Hügel zu nehmen, den unsere Soldaten den Santon nannten. Sie hatten in dem Thale, das vor diesem Hügel sich hinzieht, das Dorf Bosonitz genommen und wechselten von hier aus mit dem zahlreichen Geschütz auf der Höhe Kugeln, wagten aber nicht, dem Musketenfeuer des 17. Regiments zu trotzen, das zu vortheilhaft aufgestellt war.

Der Fürst Bagration hatte sein Fußvolk auf der Straße von Olmütz gegen Suchet aufgestellt. Zum Rückzuge gezwungen ging er langsam vor Lannes zurück und dieser folgte ihm ohne Uebereilung, aber in einer imponirenden Masse und stets Terrain gewinnend.

Nachdem Blasiowitz gestürmt ist, läßt Lannes Holubitz und Kruch, zwei Dörfer an der Straße von Olmütz, nehmen und erreicht Bagrations Fußvolk. In diesem Augenblick löst er die Linie auf, die seine beiden Divisionen bilden. Er stellt

die Division Suchet links, die Division Caffarelli rechts auf, beide in schräger Richtung. Durch diese Bewegung trennt er Bagrations Fußvolk von der Reiterei des Fürsten Liechtenstein und drückt das erste links über die Straße von Olmütz hinaus, die zweite rechts gegen die Hochebene von Pratzen.

Nun will die Reiterei einen letzten Versuch machen und wirft sich in Masse auf die Division Caffarelli, die sie in guter Haltung empfängt und mit Musketenfeuer zurückwirft. Die zahlreichen Schwadronen Liechtensteins zerstreuen sich, werden wieder gesammelt und gegen unsere Bataillone zurückgeführt. Auf Lannes' Befehl defiliren die Generale Hautpoul und Nansouti hinter den Reihen des Fußvolks, formiren sich auf dem rechten Flügel und gehen im Galopp vor. Die Erde zittert unter den Hufschlägen dieser 4000 Rosse. Die Küraßiere werfen sich mit dem Säbel in der Faust auf die feindlichen Schwadronen, werfen sie durch ihren Anprall über den Haufen, zerstreuen sie und zwingen sie zum Rückzuge nach Austerlitz, von wo sie nicht wieder zum Vorschein kommen.

Während dieser Zeit hatte die Division Suchet das Fußvolk des Fürsten Bagration angegriffen. Erst richteten unsere Truppen auf die Russen jenes ruhige und sichere Feuer, in dem sie eine solche Präzision erreicht hatten, dann griffen sie zum Bajonnet. Die Russen konnten dem Ungestüm unserer Bataillone nicht widerstehen und zogen sich zurück, aber ohne sich zu zerstreuen oder die Waffen zu strecken. Sie bildeten eine verworrene, von Flinten starrende Masse, die man vor sich hertreiben, aber nicht gefangen nehmen konnte. Lannes zog die schwere Reiterei des Generals Hautpoul herbei und schickte sie gegen die Russen, um den Rückzug zu beschleunigen. Die Küraßiere griffen die Soldaten, die sich in Pelotons

zurückzogen, in allen Richtungen an und zwangen einige Tausend, die Waffen zu strecken.

So lieferte Lannes auf unserer Linken für sich allein eine wahre Schlacht. Er hatte 4000 Gefangene gemacht. Der Boden war mit 2000 Todten und Verwundeten bedeckt, theils Oesterreichern, theils Russen.

Auf der Hochebene von Pratzen war der Kampf wieder entbrannt zwischen dem Feinde und Soults Korps, das mit allen Reserven verstärkt worden war, die Napoleon in Person herbeiführte. General Kutusow hatte, wie gesagt, nicht daran gedacht, seine drei Kolonnen aus den Niederungen zurückzuführen, und sich darauf beschränkt, sein Zentrum hinter den Garden zu ordnen. Die einzige Brigade Kamenski von Langerons Korps hielt an, als sie in ihrem Rücken ein sehr lebhaftes Feuer hörte und ging später aus eignem Antriebe zurück, um die Höhen von Pratzen wieder zu gewinnen. Der General Langeron hatte sich an die Spitze dieser Brigade gestellt und den Rest seiner Kolonne in Sokolnitz gelassen.

Bei dieser Erneuerung des Kampfes hatten die Franzosen mit der Brigade Kamenski, mit dem Fußvolk unter Miloradowitsch und mit der russischen Garde zu thun. Die Brigade Thiebault, welche die Rechte vom Korps des Marschalls Soult bildete und durch Pratzen von der Brigade Varé getrennt wurde, stand in einem Kreuzfeuer, denn vor sich hatte sie die neugebildete Linie der Oesterreicher und zur Rechten einen Theil von Langerons Truppen. Diese Brigade, die aus dem 10. Regiment, dem 14. und 36. Linienregiment bestand, lief einen Augenblick die größte Gefahr. Während sie sich selbst in einem Haken aufstellte, um gegen den Feind Front zu machen, ergriff der Adjutant Labadie vom 36. Regiment, um zu verhüten, daß sein Bataillon unter einem

Musketen- und Kartätschenfeuer, das in einer Nähe von dreißig Schritt eröffnet wurde, zurückweiche, die Fahne, stellte sich daselbst auf und rief: „Soldaten, hier ist eure Schlachtlinie!" Das Bataillon entwickelte sich in der vollkommensten Ruhe. Die Andern ahmen ihm nach, die Brigade nimmt ihre Stellung und wechselt auf einige Augenblicke ein mörderisches Flintenfeuer. Indessen mußten diese drei Regimenter dem Kreuzfeuer bald erliegen, wenn der Kampf länger dauerte. Der General Saint-Hilaire, von der ganzen Armee wegen seines Muthes bewundert, unterhält sich mit den Generalen Thiebault und Morand, was zu thun sei, als der Obrist Pouzet vom 10. Regiment ihm sagt: „General, lassen Sie uns mit dem Bajonnet vorwärts gehen oder wir sind verloren." — „Ja, vorwärts," antwortete der General Saint-Hilaire. — Man kreuzt sogleich das Bajonnet, wirft sich unter die Russen auf Kamenski, auf die Oesterreicher unter Kollowrat und stürzt die Erstern auf Sokolnitz und Telnitz, drängt die Zweiten nach der Hochebene von Pratzen zurück.

Während die Brigade Thibault sich aus ihrer Lage so glücklich herauszog, hatten die Brigade Varé und die Division Vandamme, die auf der andern Seite von Pratzen standen, viel weniger Mühe, den Angriff zurückzuweisen und trieben die Feinde bald an den Fuß der Höhen zurück, die jene vergebens zu ersteigen suchten. Das erste Bataillon des 4. Regiments ließ sich bei der Verfolgung durch seinen Eifer auf ein unebenes Terrain verlocken, das mit Weinbergen bedeckt war. Der Großfürst Konstantin schickt auf der Stelle eine Abtheilung Gardereiterei ab, welche dieses Bataillon mitten in den Weinbergen überrascht und es über den Haufen wirft, ehe es sich in Viereck stellen kann. In der Verwirrung wird der Fahnenträger getödtet. Ein Unteroffizier will

den Adler aufnehmen und wird seinerseits getödtet. Ein Soldat, der das Feldzeichen an sich nimmt, wird ebenfalls kampfunfähig gemacht und man kann die Reiter Konstantins nicht verhindern, diese Trophäe zu entführen.

Napoleon, der selbst herbeigekommen war, um das Zentrum mit seiner Garde, dem Korps Bernadotte und den Reitern Oudinots zu verstärken, sieht von der Höhe die Niederlage dieses Bataillons. — „Dort giebt es Unordnung," sagte er zu Rapp, „wir müssen dem abhelfen." — Sogleich fliegt Rapp an der Spitze der Mameluken dem bedrohten Bataillon zu Hülfe. Der Marschall Bessières folgt mit den Grenadieren zu Pferde. Die Division Drouet von Bernadottes Korps, aus dem 94., 95. und 27. Regiment bestehend, geht, vom Obrist Gérard geführt, in zweiter Linie vor, um sich der russischen Garde entgegenzustellen.

Wie Rapp sich zeigt, zieht er die feindliche Reiterei auf sich, die unsere an der Erde liegenden Soldaten niedermetzelte. Diese Reiterei geht mit 4 Geschützen gegen ihn vor. Rapp läßt sich nicht abhalten und wirft die kaiserliche Reiterei zurück. Er geht immer vorwärts und kommt über das Terrain hinaus, welches das 4. Regiment mit seinen Trümmern bedeckte. Auf der Stelle erheben sich die Soldaten und bilden sich wieder, um ihre Niederlage zu rächen. Wie Rapp die Linie der russischen Garde erreicht, erfährt er einen zweiten Angriff. Es sind die Gardereiter Alexanders, die sich unter dem Fürsten Repnin auf ihn werfen. Der tapfere Morland, Obrist der Gardejäger, wird getödtet, die Jäger weichen zurück. Aber in diesem Augenblick kommen die reitenden Grenadiere im Galopp herbei. Diese herrlichen Reiter, welche große Pferde haben, wollen sich mit den Gardereitern Alexanders messen. Zwischen beiden entsteht ein Handgemenge. Das Fußvolk

der russischen Garde ist Zeuge dieses Kampfes, wagt aber nicht zu feuern, um nicht die eigenen Leute zu treffen. Endlich siegen die Grenadiere Napoleons, die in hundert Schlachten erprobt sind, über die jungen Reiter Alexanders, werfen eine Anzahl zu Boden, zerstreuen die Uebrigen und kehren siegreich zu ihrem Herrn zurück.

Napoleon, der dieses Gefecht mit ansah, war entzückt, daß die russische Jugend für ihren Uebermuth gestraft wurde. Von seinem Generalstab umgeben empfing er Rapp, der verwundet, mit Blut bedeckt, herbeikam, den Füsten Repnin als Gefangenen mit sich führte, und gab ihm glänzende Beweise von Zufriedenheit. Während dieser Zeit trieben die Regimenter der Division Drouet, die der Obrist Gérard herbeigeführt hatte, die Infanterie der russischen Garde auf das Dorf Kreznowitz zurück, nahmen es, und machten viele Gefangene. Es war ein Uhr Nachmittags und der Sieg war unzweifelhaft, denn da Lannes und Murat die Ebene zur Linken beherrschten, Soult auf die Reserve gestützt, Herr der Höhen von Pratzen war, so blieb nichts mehr übrig, als sich rechts zu wenden und die Kolonnen unter Buxhöwden, die uns von der Wiener Straße hatten abschneiden wollen, in die Teiche zu stürzen. Indem Napoleon das Korps von Bernadotte auf den Höhen von Pratzen stehen ließ und sich mit dem Korps Soults und den Grenadieren Oudinots rechts zog, folgte er der Straße, auf der die russischen Kolonnen hergekommen waren, um sie im Rücken anzugreifen. Es war Zeit, daß er kam, denn Soult und Friant, die unaufhörlich zwischen Kobolnitz und Telnitz hin und her eilten, um den Russen den Uebergang über den Goldbach unmöglich zu machen, erlagen beinahe. Dem tapfern Friant waren vier Pferde unter dem Leibe getödtet worden. Während er aber seine letzten An=

strengungen machte, erschien Napoleon an der Spitze einer zermalmenden Masse von Streitkräften. Nun entsteht unter den verzweifelnden Russen eine abscheuliche Verwirrung. Przbyszewski wird mit seiner ganzen Kolonne, Langeron mit der vor Sokolnitz gebliebenen Hälfte umringt, Beide ohne Hoffnung auf Rettung, denn die Franzosen stehen in ihrem Rücken. Diese beiden Kolonnen zerstreuen sich; ein Theil wird in Sokolnitz gefangen genommen, ein Theil flüchtet in der Richtung von Kobolnitz und wird bei den Sümpfen gleiches Namens umzingelt. Ein dritter Theil endlich sucht Brünn zu erreichen und muß an der Wiener Straße die Waffen strecken, eben da, wo die Russen in der Hoffnung des Sieges sich Stelldichein gegeben hatten.

Der General Langeron war mit der Brigade Kamenski und einigen Bataillonen, die er vor seiner Niederlage aus Sokolnitz gezogen hatte, in der Richtung der Teiche und des Dorfes Telnitz entflohen und befand sich nahe bei Buxhöwden. Der einfältige Befehlshaber des linken russischen Flügels stand unbeweglich, auf die Erfolge seiner beiden andern Kolonnen wartend, und war ganz stolz, daß er mit 29 Bataillonen und 22 Schwadronen 5 bis 6 französischen Bataillonen Telnitz streitig gemacht hatte. Nach dem Bericht eines Augenzeugen trug er auf seinem Gesicht die Spuren einer Ausschweifung, der er sich täglich hinzugeben pflegte. Langeron eilt zu ihm und erzählt, was vorgehe. — „Sie sehen überall nur Feinde,“ antwortete Buxhöwden roh. — „Und Sie,“ erwidert Langeron, „sind in einem Zustande, daß Sie gar nichts sehen.“ — Aber in diesem Augenblick zeigt sich das Korps des Marschalls Soult auf dem Abhange der Höhen nach den Teichen zu und wendet sich gegen die Russen, um sie in die Teiche zu stürzen. Es ist nicht mehr möglich, an der

Gefahr zu zweifeln. Burhöwden versucht mit 4 Regimentern, die er bisher unthätig gelassen hatte, die Straße wieder zu gewinnen, auf der er gekommen war, die durch das Dorf Augezd führte, zwischen dem Fuß der Höhen von Pratzen und dem Teiche von Satschan. Er begiebt sich eilig dorthin und sagt dem General Doctorow, er möge sich retten wie er könne. Burhöwden zieht durch Augezd, als die Division Vandamme dort eintrifft. Er empfängt auf seiner Flucht das Feuer der Franzosen und bringt sich mit einem Theile seiner Truppen in Sicherheit. Der größere Theil, dem Langeron folgt, stößt in Augezd auf die Division Vandamme. Nun werfen sich Alle nach den gefrorenen Teichen und suchen sich dort einen Weg zu bahnen. Das Eis, durch die Wärme eines schönen Tages geschwächt, kann dem Gewicht der Menschen, Pferde und Geschütze nicht widerstehen. Es bricht an einigen Punkten unter den Russen, an andern Stellen leistet es Widerstand und dahin ziehen sich die Flüchtlinge in Menge zurück.

Napoleon, der eben auf dem diesseitigen Abhange angekommen ist, bemerkt diese Niederlage. Er läßt eine Batterie der Garde mit Kanonenkugeln das Eis beschießen und vollendet den Ruin der Unglücklichen, die sich dorthin geflüchtet hatten. Nahe an 2000 finden in den Teichen ihren Untergang. Zwischen der französischen Armee und den Teichen befand sich noch die unglückliche Kolonne Doctorows, von der ein Theil mit Burhöwden sich gerettet hatte, ein Theil unter dem Eise versunken war. Der General Doctorow benahm sich mit dem größten Muthe. Das Terrain stieg nach den Teichen zu aufwärts und bot eine Art von Stützpunkt dar. Doctorow lehnt sich an diese Erhöhung und bildet mit seinen Truppen drei Linien; in der ersten Linie stellt er die Reiterei auf, in der zweiten die Artillerie, in der dritten das

Fußvolk. So setzt er den Franzosen einen festen Widerstand entgegen und schickt zugleich einige Schwadronen ab, um zwischen dem Teiche von Satschan und dem von Melnitz einen Weg zu suchen.

Auf diesem Terrain entspinnt sich ein letzter und erbitterter Kampf. Die Dragoner der Division Beaumont greifen die Oesterreicher unter Kienmayer an, die sich unter dem Schutz der russischen Artillerie zurückziehen, nachdem sie ihre Pflicht gethan haben. Die Dragoner werden mit Kartätschen überschüttet und können die Geschütze nicht nehmen. Die Infanterie des Marschalls Soult geht nun vor, bemächtigt sich der Artillerie trotz des lebhaften Feuers und treibt die russische Infanterie auf Telnitz zurück. Der Marschall Soult dringt seinerseits mit der Division Friant in Telnitz ein. Den Russen bleibt zur Flucht blos ein enger Raum zwischen Telnitz und den Teichen. Im Getümmel der Flucht stürzen Viele ins Wasser und finden den Tod. Die Uebrigen ziehen sich auf einem Wege zurück, den man zwischen den Teichen von Satschan und Melnitz entdeckt hat. Die französische Reiterei folgt ihnen und greift sie unaufhörlich an. Der fette Boden dieser Gegend, den die Sonne des Tages aufgethaut und in einen dichten Schlamm verwandelt hat, giebt unter den Tritten der Menschen und Thiere nach. Die Artillerie der Russen versinkt darin. Ihre Pferde, die mehr zum Laufen als zum Ziehen sich eignen, können die Kanonen nicht fortbringen und man muß sie stehen lassen. Unsere Reiter machen 3000 Gefangene und nehmen eine große Menge Kanonen. „Ich habe schon mehrere verlorene Schlachten gesehen," ruft ein Zuschauer dieses schrecklichen Schauspiels, der General Langeron, aus, „aber von einer solchen Niederlage hatte ich keine Idee."

In der That war von der russischen Armee nur das

Korps des Fürsten Bagration noch in Ordnung, das Lannes nicht zu verfolgen gewagt hatte, da er nicht wußte, was auf dem rechten Flügel der Armee vorging. Der ganze Rest war in furchtbarer Verwirrung und plünderte mit wildem Geschrei die an der Straße vertheilten Dörfer, um sich einige Lebensmittel zu verschaffen. Die Herrscher von Rußland und Oesterreich flohen von diesem Schlachtfelde, auf dem sie die Franzosen rufen hörten: „Es lebe der Kaiser!“ Alexander war sehr niedergeschlagen. Kaiser Franz war ruhiger und ertrug dieses Unglück mit Kaltblütigkeit. Bei dem gemeinschaftlichen Unglück hatte er wenigstens einen Trost: Die Russen konnten nicht mehr behaupten, die Feigheit der Oesterreicher sei an den Siegen Napoleons Schuld. Die beiden Fürsten eilten rasch durch die Gefilde Mährens in dunkler Nacht, von ihrem Gefolge getrennt und in Gefahr von ihren eigenen Soldaten insultirt zu werden. Der Kaiser von Oesterreich, der Alles verloren sah, übernahm es, den Fürsten Johann von Liechtenstein an Napoleon abzuschicken, um auf einen Waffenstillstand anzutragen, dem in wenigen Tagen der Frieden folgen solle. Er sollte außerdem gegen Napoleon den Wunsch des Kaisers aussprechen, mit ihm bei den Vorposten eine Unterredung zu haben.

Der Fürst Johann, der in der Schlacht seine Pflicht so vollkommen erfüllt hatte, konnte sich dem Sieger mit Ehren zeigen. Er begab sich eilig in das französische Hauptquartier. Napoleon besuchte eben das Schlachtfeld, um die Verwundeten aufheben zu lassen. Er wollte sich keine Ruhe gönnen, ehe seine Soldaten die Pflege erhalten hatten, welche sie so sehr verdienten. Seinen Befehlen gehorsam hatte Niemand die Reihen verlassen, um die Verwundeten fortzutragen. Deshalb war der Boden in einer Ausdehnung von mehr als drei

Stunden mit ihnen bedeckt. Am dichtesten lagen die Leichen der Russen. Das Schlachtfeld bot einen fürchterlichen Anblick dar. Aber dieser Anblick machte auf unsere alten Soldaten der Revolution wenig Eindruck. An die Schrecken des Krieges gewöhnt, betrachteten sie Wunden und Tod als eine natürliche Folge der Kämpfe und als etwas, das beim Siege nicht in Betracht kommen könne. Sie waren vor Begeisterung trunken und stießen ein lautes Freudengeschrei aus, als sie die Gruppe von Offizieren sahen, welche Napoleons Anwesenheit andeutete. Seine Rückkehr in das Hauptquartier, das in das Posthaus zu Posoritz verlegt worden war, bot den Anblick eines Triumphmarsches dar.

Diese Seele, in der eines Tages der bitterste Schmerz auf die lebhafteste Freude folgen sollte, schwelgte in diesem Augenblick in Entzücken über diesen glorreichen Erfolg, der zugleich ein so wohlverdienter war, denn wenn der Sieg häufig eine reine Gunst des Zufalls ist, so war er hier der Lohn bewunderungswürdiger Kombination. In der That hatte Napoleon mit dem Genie des Scharfsinnes errathen, daß die Russen ihm die Straße von Wien nehmen wollten und sich zu diesem Zwecke zwischen ihn und die Teiche stellen würden. Er hatte sie durch seine Haltung dazu ermuthigt, dann seinen rechten Flügel geschwächt, sein Zentrum verstärkt und sich mit dem Gros seiner Armee auf die Höhen von Pratzen geworfen, er hatte die Feinde in einen Abgrund geworfen, von dem sie sich nicht wieder losmachen konnten. Der größte Theil seiner Truppen war in Reserve geblieben und hatte fast gar nicht agirt, so stark war seine Stellung in Folge seiner richtigen Anordnung und so vortrefflich waren unsere Soldaten, daß man sie in geringer Anzahl dem Feind entgegenführen konnte. Man kann sagen, daß von den 65,000 Franzosen

höchstens 40—45,000 im Feuer gewesen waren, denn das Korps Bernadottes und die Grenadiere der Garde hatten kaum einige Flintenschüsse gewechselt. Auf diese Weise hatten 45,000 Franzosen 90,000 Russen und Oesterreicher besiegt.

Die Resultate des Tages waren unermeßlich: 15,000 Gefallene, Ertrunkene und Verwundete, 20,000 Gefangene, worunter 10 Obristen und 8 Generale, 180 Feuerschlünde, eine unermeßliche Menge von Pferden, Artillerie= und Bagagewagen, das waren die Verluste der Feinde und die Trophäen der Franzosen. Diese hatten ungefähr 7000 Todte und Verwundete.

Napoleon empfing den Fürst Liechtenstein in seinem Hauptquartier Posoritz.

Er nahm ihn mit Zuvorkommenheit auf und verabredete mit ihm eine Zusammenkunft mit dem Kaiser von Oesterreich, die am zweiten Tage bei den Vorposten beider Armeen stattfinden sollte. Es sollte kein Waffenstillstand stattfinden, ehe die beiden Kaiser sich gesehen und verständigt hätten.

Am nächsten Tage verlegte Napoleon sein Hauptquartier nach Austerlitz, einem Schlosse der Familie Kaunitz. Nach diesem Schlosse wollte er die Schlacht benennen, die bei den Soldaten bereits die Dreikaiserschlacht hieß. Sie hat seitdem den Namen behalten, den der unsterbliche Feldherr ihr gab, und sie wird ihn für immer behalten. Er richtete an seine Soldaten folgenden Aufruf:

Austerlitz, am 12. Frimaire.

„Soldaten!

„Ich bin mit euch zufrieden: Ihr habt am Tage von Austerlitz Alles gerechtfertigt, was ich von eurer Unerschrockenheit erwartete. Ihr habt eure Adler mit unsterblichem Ruhme

geschmückt. Eine Armee von 100,000 Mann, von den Kaisern von Rußland und Oesterreich geführt, wurde in weniger als vier Stunden zerstreut oder vernichtet. Was eurem Eisen entging, ertrank in den Seen.

„Vierzig Fahnen, die Standarte der kaiserlichen Garde von Rußland, 120 Geschütze, 20 Generale, mehr als 30,000 Gefangene sind das Resultat dieses ewig denkwürdigen Tages. Dieses so sehr gerühmte Fußvolk hat trotz seiner Ueberlegenheit eurem Angriff nicht widerstehen können und ihr habt jetzt keine Nebenbuhler mehr zu fürchten. So wurde diese Koalition in zwei Monaten besiegt und aufgelöst. Der Friede kann nicht mehr fern sein, aber ich werde das Versprechen halten, das ich meinem Volke gab, ehe ich über den Rhein ging, ich werde nur einen solchen Frieden schließen, der uns Garantie giebt und unsern Verbündeten Belohnungen sichert.

„Soldaten, wenn Alles geschehen ist, was nöthig ist, um das Glück und das Gedeihen unseres Vaterlandes zu sichern, so werde ich euch nach Frankreich zurückführen und dort werdet ihr der Gegenstand meiner zärtlichsten Sorgfalt sein. Mein Volk wird euch mit Freude wiedersehen und ihr werdet nichts weiter zu sagen brauchen, als: Ich war bei der Schlacht von Austerlitz, damit man euch antworte: Das ist ein Tapferer!

Napoleon."

Man mußte den Feind verfolgen, der nach allen Berichten in der vollständigsten Auflösung war. In der Verwirrung des Tages hatte Napoleon sich durch Murat zu dem Glauben verleiten lassen, daß die flüchtige Armee sich nach Olmütz wende und er hatte die Reiterei mit Lannes' Korps

nach diesem Punkte geschickt. Am andern Tage erfuhr er aber nach genauern Erkundigungen, daß der Feind auf der Straße von Ungarn nach der March ziehe. Napoleon beeilte sich nun, seine Kolonnen über Nasiedlowitz und Göding zurückzuführen. Der Marschall Davout, durch die ganze Division Friant und die eben angekommene von Gudin verstärkt, verlor keine Zeit, seine nähere Stellung an der Straße von Ungarn zu benutzen. Er verfolgte die Russen und drängte sie sehr. Er wollte sie vor dem Uebergange über die March erreichen und ihnen vielleicht einen Theil ihrer Armee nehmen. Nachdem er am 3. abmarschirt war, stand er am 4. Morgens vor Göding. In diesem Orte herrschte die größte Verwirrung. Jenseits lag ein Schloß des Kaisers von Oesterreich, das Schloß von Holitsch, wo die beiden Souveräne eine Zuflucht gesucht hatten. Die Verwirrung war dort nicht weniger groß, als in Göding. Die russischen Offiziere sprachen über die Oesterreicher noch ebenso unanständig wie zuvor. Sie schrieben ihnen die Niederlage zu, an der sie doch selbst mit ihrer Anmaßung, der Erbärmlichkeit ihrer Generale und dem Leichtsinne ihrer Regierung Schuld waren. Die Oesterreicher hatten sich ebenso gut geschlagen wie die Russen.

Die beiden besiegten Monarchen waren ziemlich kalt gegen einander. Kaiser Franz wollte mit Alexander berathen, ehe er seine Zusammenkunft mit Napoleon hatte. Beide stimmten überein, daß man um Waffenstillstand und Frieden nachsuchen müsse, denn es war unmöglich, noch länger zu kämpfen. Alexander wünschte, daß man ihn und seine Armee vor einer kräftigen Verfolgung rette, wie sie von Napoleon sich erwarten ließ. Was die Bedingungen betraf, so überließ er seinem Verbündeten die Sorge, sie nach Gefallen zu regeln. Da der Kaiser Franz die Kriegskosten allein zu

tragen hatte, so gingen ihn auch die Friedensbedingungen ausschließlich an. Nur kurze Zeit zuvor, als Alexander noch der Schiedsrichter Europas sein wollte, würde er gesagt haben, daß diese Bedingungen auch seine Sache seien. Der 2. Dezember hatte seinen Stolz gedämpft.

Der Kaiser Franz reiste also nach Nasiedlowitz ab, einem Dorfe auf dem halben Wege nach Austerlitz. Bei der Mühle von Paliny, zwischen Nasiedlowitz und Urschitz inmitten der französischen und österreichischen Vorposten fand er Napoleon, der ihn an einem Bivouacfeuer erwartete. Napoleon hatte die Höflichkeit gehabt, zuerst zu kommen. Er ging dem Kaiser Franz entgegen, empfing ihn am Wagenschlage und umarmte ihn. Der österreichische Monarch, durch diesen Empfang seines allmächtigen Feindes ermuthigt, hatte eine lange Unterredung mit ihm. Die begleitenden Offiziere hielten sich abseits und betrachteten mit Neugier dieses außerordentliche Schauspiel, wie der Nachfolger der Cäsaren den gekrönten Soldaten, den die französische Revolution auf den Gipfel menschlicher Größe gehoben hatte, um Frieden bat.

Napoleon entschuldigte sich bei dem Kaiser Franz, daß er ihn an einem solchen Orte empfange.

„Das sind die Paläste,“ sagte er, „die Ew. Majestät mich seit drei Monaten zu bewohnen zwingt.“ — „Sie wissen von diesem Aufenthalte so viel Nutzen zu ziehen,“ erwiderte der Kaiser Franz, „daß Sie nicht Ursache haben mir zu zürnen.“ — Die Unterhaltung wendete sich nun auf die Lage im Allgemeinen, wobei Napoleon behauptete, daß er ohne seinen Willen und in einem Augenblicke, da er mit England beschäftigt war, zum Kriege gezwungen worden sei, während der Kaiser von Oesterreich versicherte, daß die Pläne der Franzosen gegen Italien ihm die Waffen aufgezwungen

hätten. Napoleon erklärte, daß er unter den Bedingungen, die er bereits Giulay gegeben habe und nicht zu wiederholen brauche, zum Frieden geneigt sei. Kaiser Franz sprach sich über diesen Gegenstand nicht aus und wollte wissen, wie Napoleon hinsichtlich der russischen Armee gesinnt sei. Napoleon verlangte nun, daß der Kaiser Franz seine Sache von der des Kaisers Alexander trenne, daß die russische Armee sich in Etappenmärschen aus den österreichischen Staaten zurückziehe und versprach unter diesen Bedingungen einen Waffenstillstand zu bewilligen. Den Frieden mit Rußland werde er später ordnen, sagte er, denn dieser Frieden gehe ihn allein an. — „Folgen Sie mir," sagte Napoleon zum Kaiser Franz, „und vermengen Sie Ihre Sache nicht mit der des Kaisers Alexander. Rußland ist gegenwärtig der einzige Staat Europas, der nach Gefallen Krieg führen kann. Besiegt, zieht er sich in seine Wüsten zurück und Sie müssen die Kriegskosten bezahlen."

Die geistreichen Ausdrücke Napoleons schilderten nur zu gut das Verhältniß, das zwischen Rußland und dem übrigen Theile des Kontinents besteht. Der Kaiser Franz gab als Edelmann und Souverän sein Wort, den Krieg nicht fortzusetzen und ebenso wenig auf die Einflüsterungen einer Macht zu horchen, die bei dem Kampfe nichts zu verlieren hatte. Er verabredete für sich und den Kaiser Alexander einen Waffenstillstand, dessen Bedingungen die waren, daß die Russen in Etappenmärschen sich zurückzögen und daß das österreichische Kabinet auf der Stelle Unterhändler nach Brünn schicke, welche beauftragt seien, einen Separatfrieden mit Frankreich abzuschließen.

Die beiden Kaiser verließen sich unter wiederholten Zeichen von Vertraulichkeit. Napoleon hob diesen Monarchen,

den er seinen Bruder genannt hatte, in den Wagen und kehrte zu Pferde nach Austerlitz zurück.

Der General Savary wurde abgeschickt, um den Marsch von Davouts Korps zu hemmen. Er begab sich zuerst nach Holitsch, um zu erfahren, ob der Kaiser Franz den vorgeschlagenen Bedingungen beitrete. Er fand in der Umgebung dieses Kaisers gegen früher, als er seine erste Mission auszuführen hatte, eine große Veränderung. — „Ihr Herr hatte sich sehr groß gezeigt,“ sagte ihm Alexander. „Ich erkenne die ganze Kraft seines Genies an und ziehe mich zurück, da mein Verbündeter es so will.“

Der General Savary unterhielt sich mit dem jungen Kaiser einige Zeit über die letzte Schlacht und erklärte ihm, wie das französische Heer trotz seiner geringen Macht doch in allen Punkten den Russen überlegen gewesen sei; Dank sei es der Kunst zu manövriren, die Napoleon in einem so hohen Grade besaß. Er fügte höflich hinzu, daß auch Alexander bei mehr Erfahrung ein Feldherr sein werde, daß man aber in dieser so schwierigen Kunst nicht mit dem ersten Tage ein Meister sein könne. Nachdem er dem besiegten Monarchen seine Schmeicheleien gesagt, reiste er nach Göding zum Marschall Davout, der alle Anträge auf Waffenruhe abgelehnt hatte und sich bereitete, die Reste der russischen Armee anzugreifen. Man hatte diesem Marschall vergebens im Namen des Kaisers von Rußland die Versicherung gegeben, daß ein Waffenstillstand zwischen Napoleon und dem Kaiser von Oesterreich unterhandelt werde. Er wollte seine Beute um keinen Preis aufgeben. Aber Savary hielt ihn mit einem förmlichen Befehl Napoleons auf. Dies waren die letzten Flintenschüsse dieses unsterblichen Feldzuges. Die Truppen der verschiedenen Nationen trennten sich, um ihre Winter-

quartiere zu beziehen, und die Thätigkeit der Diplomaten begann.

Napoleon begab sich von Austerlitz nach Brünn, wohin er Talleyrand berufen hatte, um die Bedingungen des Friedens zu ordnen, der nicht mehr zweifelhaft sein konnte, da Oesterreich mit seinen Hülfsquellen zu Ende war und Rußland seine Armee in aller Eile nach Polen zurückführte, um nur an dem Waffenstillstande Theil nehmen zu können. Während der Krieg der ersten Koalition fünf Jahre, der der zweiten zwei Jahre gedauert hatte, war dieser dritte Krieg in drei Monaten beendigt worden, so unwiderstehlich war die Macht dieses revolutionären Frankreichs geworden, seit sie in einer einzigen Hand konzentrirt war, und so wohl verstand es diese Hand, alle Feinde zu Boden zu werfen. Die Ereignisse waren ganz so gekommen, wie Napoleon sie in seinem Kabinet zu Boulogne im Voraus gezeichnet hatte. Er hatte die Oesterreicher in Ulm gefangen genommen, beinahe ohne einen Schuß zu thun, er hatte die Russen bei Austerlitz zerschmettert, Italien blos durch seinen Marsch auf Wien befreit und die Angriffe auf Hannover und Neapel so gut wie unmöglich gemacht. Namentlich der letztere wurde nach der Schlacht von Austerlitz zu einer für das Haus Bourbon verderblichen Thorheit. Europa lag zu Napoleons Füßen und Preußen war nun ganz in den Händen des Feldherrn, den es beleidigt und verrathen hatte.

Dennoch mußte man bei den Unterhandlungen mit großer Geschicklichkeit verfahren, denn wenn unsere Feinde von ihrem ersten Schrecken zurückkamen und die Verpflichtungen benutzten, die Preußen übernommen hatte, so zwangen sie diesen Staat, bei den Unterhandlungen zu interveniren und konnten noch Drei gegen Einen die Friedensbedingungen

streitig machen und dem Sieger einen Theil seiner Vortheile entreißen. Napoleon wollte deshalb auch, daß die Unterhandlungen in Brünn geführt würden, fern von Haugwitz, den er nach Wien geschickt hatte und dort zu bleiben zwang, indem er ihm in dieser Hauptstadt Stelldichein gab.

Während man noch kämpfte, hatten Giulay und Stadion in Wien mit Talleyrand Unterredungen gehabt und das Verlangen gestellt, gemeinschaftlich für Preußen und Rußland unter der Vermittelung Preußens zu unterhandeln. Seit der Ankunft von Haugwitz hatten sie diesen höflich, aber mit Bestimmtheit aufgefordert, den Vertrag von Potsdam auszuführen, denn sie urtheilten ganz richtig, daß Preußen, wenn es an der Unterhandlung Theil nehme, entweder die in Potsdam verabredeten Bedingungen geltend machen oder an dem Kriege Theil nehmen müsse. Haugwitz hatte sich geweigert, auf diese Weise zu unterhandeln, da seine Aufgabe nicht die sei, in einem Friedenskongresse Sitz zu nehmen, sondern direkt mit Napoleon zu verkehren, um ihn zur Billigung der preußischen Ansichten zu bestimmen. Uebrigens hatte Talleyrand diese Forderung kurzweg abgeschnitten, indem er erklärte, daß Oesterreich allein zur Unterhandlung zugelassen werden solle. Er gab diese Erklärung an demselben 2. Dezember, an dem die Schlacht von Austerlitz geliefert wurde.

Nachdem die Schlacht gewonnen und der Waffenstillstand abgeschlossen war, konnte die Unterhandlung nicht anders als abgesondert geführt werden, denn so war es bestimmt worden. Napoleon erklärte, daß er wohl mit Giulay unterhandeln wolle, aber nicht mit Stadion, dem frühern Gesandten Oesterreichs in Rußland, der alle Vorurtheile der Koalition theilte und in Folge seiner Gesinnungen unaufhörliche Schwierigkeiten erregen mußte. Er bezeichnete als

Unterhändler den Fürst von Liechtenstein, der ihm wegen seiner freimüthigen soldatischen Manieren gefallen hatte. Man beeilte sich, den Fürsten mit Giulay nach Brünn zu schicken. Da der Kaiser Franz in Holitsch war, so konnte man mit ihm in wenigen Stunden kommunizíren und sich über die streitigen Punkte rasch verständigen. Die Unterhandlungen begannen also in Brünn zwischen Talleyrand, Giulay und Liechtenstein. Sobald die Basis festgestellt sei, wollte Napoleon nach Wien gehen, um Haugwitz das Geständniß von Preußens Schwäche und Falschheit zu entreißen.

Aber was sollte die Basis des Friedens sein? Darüber diskutirten Napoleon und Talleyrand in Brünn, und das war der Gegenstand häufiger und tief eingreifender Unterredungen.

Der Moment war für die Besonnenheit Napoleons gefährlich. Er hatte in drei Monaten eine gefährliche Koalition besiegt, hatte die berühmtesten Truppen des Kontinents vor seinen an Zahl schwächern Soldaten fliehen sehen; mußte er da nicht eine übertriebene Meinung von seiner Macht bekommen und alle andern Reiche des Kontinents verachten? Unter dem Konsulat, damals als er Frankreich und Europa aussöhnen wollte, hatte er die innern Parteien geschont, Oesterreich durch den Sieg, Rußland durch feine Schmeicheleien, Preußen durch den geschickt gebrauchten Köder der deutschen Entschädigungen, England durch die Isolirung zum Frieden geführt. Er hatte die ganze Welt auf eine fast wunderbare Weise beruhigt und das schönste Schauspiel der Welt gegeben, das Schauspiel der Kraft, die sich selbst beherrscht. Aber bald hatte die Undankbarkeit der Parteien ihn gereizt, er hatte gegen sie kein Maß mehr gehalten und sie in der Person des Herzogs von Enghien grausam getroffen. Er

hatte dann, durch die beleidigenden Aeußerungen Englands gereizt, diesem den Handschuh hingeworfen und alle Kräfte aufgeboten, um es zu besiegen. Da ihm nun die Mächte des Kontinents ohne hinreichendes Motiv von dem Kampfe mit England abgelockt hatten und sich selbst Niederlagen zuzogen, die nicht vollständiger sein konnten, mußte er da nicht wie gegen seine andern Feinde jene Schonung aus den Augen setzen, die selbst der Kraft unerläßlich ist und in der die ganze Kunst der Politik besteht? Ein Mann, der von seinem Genie und der Tapferkeit seiner Soldaten immer ein Ereigniß erwarten konnte, wie bei Marengo oder Austerlitz, mußte sich der Rücksichten überhoben glauben.

Talleyrand, dessen Rolle unter Napoleon wir früher schon bezeichnet haben, versuchte auch bei dieser Gelegenheit Napoleon zur Mäßigung zu bewegen, aber ohne vielen Erfolg. Da er lieber gefiel, als widersprach, in Dingen der europäischen Politik mehr Neigungen als Meinungen hatte und in Folge einer alten Tradition von Versailles Oesterreich beschützte, Preußen herabsetzte, so hatte er sich verdächtig gemacht, gegen das eine gefällig, gegen das andere eingenommen zu sein und besaß bei seinem Souverän nicht den Kredit, den ein fester und gesinnungsvoller Mann erhalten haben würde. Uebrigens hatte er bei diesen wie bei andern Gelegenheiten das Verdienst, die Mäßigung wenigstens zu empfehlen, wenn er ihr auch nicht zum Siege zu verhelfen vermochte.

Am Tage nach der Schlacht von Austerlitz gab Talleyrand dem berauschten Sieger Europas folgende Rathschläge:

Man muß, war seine Ansicht, gegen Oesterreich gemäßigt und edelmüthig verfahren. Diese Macht, die seit zwei Jahrhunderten bedeutend geschwächt ist, konnte weit weniger als früher der Gegenstand unserer Eifersucht sein. Eine neue

Macht mußte uns Argwohn einflößen, Rußland, und gegen dieses war Oesterreich eine nützliche Vormauer. Oesterreich, diese ungeheure Anhäufung von Völkern, die sich gegenseitig fremd sind, von Deutschen, Slaven, Ungarn, Böhmen, Italienern, konnte leicht in Trümmer fallen, wenn man das bereits so schwache Band noch mehr lockerte, das die heterogenen Theile seines Bestandes zusammenhielt und seine Trümmer mußten sich eher an Rußland anschließen, als an Frankreich. Man mußte sich daher mit den Schlägen begnügen, die man gegen dasselbe geführt hatte, und es sogar für seine neuen Verluste, die unvermeidlich waren, entschädigen, und zwar auf eine für Europa nützliche Weise, was nicht allein möglich war, sondern sogar leicht.

Talleyrand schlug eine geistreiche Combination vor, die indessen damals noch nicht reif war, nämlich Oesterreich die Ufer der Donau, d. h. die Moldau und Wallachei zu geben. Diese Provinzen, sagte er, seien mehr werth, als selbst Italien, sie würden Oesterreich für seine Verluste entschädigen und zu einem Schutzwall gegen Rußland sowohl für die Türkei, als für Europa machen. Diese Provinzen mußten Oesterreich nicht blos mit Rußland, sondern auch mit England überwerfen und es zu dem dankbaren Verbündeten Frankreichs machen.

Was Preußen betraf, so brauchte man sich ihm gegenüber keinen Zwang mehr aufzulegen und konnte es nach Gefallen behandeln. Der preußische Hof war ohne Zweifel falsch und furchtsam, so daß man auf ihn nie rechnen konnte. Man brauchte sich um seinetwillen nicht von Oesterreich zu entfernen, von dem einzigen Verbündeten, an den man in Zukunft denken mußte.

Dies waren die Ansichten, die Talleyrand bei dieser Ge-

legenheit entwickelte. Der Rath, Oesterreich zu schonen und selbst durch gute Aequivalente zu entschädigen, war vortrefflich, denn die wahre Politik mußte darin bestehen, zu siegen und nach dem Siege zu schonen. Aber der Rath, Preußen obenhin zu behandeln, war verhängnißvoll und ging von einer falschen Politik aus, die wir bereits gezeichnet haben. Ohne Zweifel war sehr zu wünschen, daß man Oesterreich die Donauprovinzen geben könne und daß dieses durch sie für seine Verluste in Italien sich trösten lassen werde; aber es war zweifelhaft, daß es auf diese Combination einging, denn die Moldau und Wallachei machten Rußland und England zu seinen Feinden und versetzten es gegen uns in eine abhängige Lage. Es ist außerdem sehr zweifelhaft, daß man in jener Zeit europäische Gebiete so leicht unter sich hätte theilen können, wie es zwei Jahre später in Tilsit geschah. Wie dem aber auch sei, wenn man Italien beherrschen wollte, so mußte man sich entschließen, Oesterreich zum Feinde zu haben, wie schonend man auch gegen es verfahren mochte. Welchen Verbündeten sollte man aber wählen? Wir haben es bereits mehr denn einmal gesagt: Da man mit England wegen der Herrschaft des Meeres verfeindet war, mit Rußland wegen der Suprematie über den Kontinent, da man von dem zerrütteten Spanien keinen Nutzen ziehen konnte, so blieb uns blos Preußen, das allerdings schwankte, jedoch vielmehr wegen der Klugheit seines Souveräns, als wegen der natürlichen Falschheit seines Kabinets, das kein dem unsrigen entgegengesetztes Interesse hatte, da es die Rheinprovinzen noch nicht besaß, auf unsere Idee eingegangen war, da es viele deutsche Kirchengüter in den Händen hatte, und durch Gebietsvergrößerungen gewiß für uns gewonnen werden konnte.

Man täuschte sich daher sehr, wenn man glaubte, man

könne Oesterreich so fest an sich ziehen, daß es ohne Gefahr sei, Preußen zu vernachlässigen oder zu mißhandeln.

Napoleon theilte Talleyrands Irrthümer nicht, ließ sich aber zu andern durch jene Herrschsucht verleiten, die den Haß seiner Feinde in einem Grade hervorzurufen anfing, der alle vernünftige Grenzen überschritt.

Er hatte auf dem Kontinente keinen Streit gesucht, im Gegentheil war er ganz mit der Expedition nach England beschäftigt, als ihm der Krieg erklärt wurde. Diejenigen, welche den Krieg begonnen hatten, mußten seiner Meinung nach die Folgen tragen. Er wollte daher durch den Frieden die Vervollständigung von Italien erhalten, d. h. die venetianischen Staaten, die gegenwärtig Oesterreich besaß, und außerdem die definitive Lösung der deutschen Fragen zu Gunsten der deutschen Verbündeten, Baiern, Baden und Würtemberg.

In diesen beiden Punkten war Napoleon unbeugsam und nicht mit Unrecht. Er brauchte Venedig, Friaul, Istrien, Dalmatien, mit einem Wort Italien bis zu den julischen Alpen, und beide Ufer des adriatischen Meeres, um auf die Türkei einwirken zu können. Was Deutschland betraf, so wollte er Oesterreich auf seine natürlichen Grenzen, Inn und Salza, zurückführen, und ihm seine schwäbischen Gebiete nehmen, das sogenannte Vorderösterreich, welches ihm dazu diente, die mit Frankreich verbündeten Staaten zu quälen und nach Belieben Kriegsrüstungen anzustellen. Er wollte ihm die Kommunikation Tyrols mit dem Bodensee und der Schweiz, d. h. Vorarlberg nehmen. Er wollte ihm selbst wo möglich Tyrol rauben, das ihm die Herrschaft über die Alpen und freien Durchmarsch nach Italien gab. Aber dieser letzte Punkt war schwer zu erlangen, denn Tyrol war ein altes Besitzthum Oesterreichs und seiner Neigung ebenso theuer, wie für seine

Interessen kostbar. Oesterreich verlor auf diese Weise von 24 Mill. Einwohnern ungefähr 4 Mill. und von 103 Mill. Fl. Einkünfte 15 Mill. Man forderte also auch grausam schwere Opfer von ihm.

Mit Allem, was man Oesterreich in Deutschland nahm, wollte Napoleon die drei mit ihm verbündeten deutschen Staaten, Baiern, Würtemberg und Baden ausstatten. Sein Zweck war, sich durch diese drei Staaten einen Einfluß am Rheine, eine Straße nach der Donau zu verschaffen und einen glänzenden Beweis zu geben, wie nützlich ein Bündniß mit ihm sei.

Er gedachte auch durch diese drei Staaten die Frage des reichsfreien Adels günstig zu entscheiden und diesen Adel, der ihnen feindlich war, abzuschaffen; er gedachte auf gleiche Weise alle Souveränetätsfragen zu entscheiden und auf diese Art eine Menge von Lehnsrechten zu unterdrücken, die für die deutschen Staaten sehr lästig waren.

Napoleon hatte endlich noch den Zweck, die drei Fürsten des südlichen Deutschland durch Heirathen an sich zu fesseln. Er brauchte Prinzen und Prinzessinnen, um sie mit seiner Dynastie zu verbinden. Er hoffte diese in Deutschland zu finden und so durch Familienverbindungen Einfluß zu gewinnen.

Der Prinz Eugen von Beauharnais war seinem Herzen theuer. Er hatte ihn zum Vizekönig von Italien gemacht und suchte eine Gattin für ihn. Seine Augen waren auf die Tochter des Kurfürsten von Baiern gefallen, eine ausgezeichnete Prinzessin, die des ihr bestimmten Gatten vollkommen würdig war. Da er den größten Theil der Gebiete, die Oesterreich genommen werden sollten, für Baiern bestimmte, was die Lage und die Gefahren dieses Reiches hinreichend erklärt,

so wollte er, daß ein Theil dieser Gebiete die Mitgift des französischen Prinzen bildete.

Aber die Prinzessin Auguste war dem Erbprinzen von Baden zugesagt und ihre Mutter, die Kurfürstin von Baiern, die eine heftige Feindin Frankreichs war, berief sich auf diese Verpflichtung, um diese Verbindung zurückzustoßen. Der General Thiard, der in der Zeit, als er in der Armee Condés diente, Verbindungen mit den kleinen Höfen angeknüpft hatte, war nach München und Karlsruhe geschickt worden, um die Hindernisse zu heben, welche sich dieser Verbindung entgegenstellten. Dieser Offizier, der ein geschickter Unterhändler war, hatte die Gräfin Hochberg gewonnen, die mit dem Herrscher von Baden in morganatischer Ehe verbunden war und Frankreich brauchte, um die Anerkennung ihrer Kinder zu bewirken. Durch den Einfluß dieser Dame hatte der Hof von Baden sich bestimmen lassen, auf die Hand der Prinzessin Auguste von Baiern zu verzichten. Nachdem man dies erreicht, hatten der Kurfürst und die Kurfürstin von Baiern keinen Vorwand mehr, eine Verbindung zu verweigern, die ihnen Tyrol und einen Theil von Schwaben als Mitgift brachte.

Dies war nicht die einzige Verbindung, an die Napoleon dachte. Der Erbprinz von Baden, dem man die Prinzessin genommen hatte, war noch zu verheirathen. Napoleon bestimmte ihm Fräulein Stephanie von Beauharnais, eine liebenswürdige geistreiche Dame, die er zur Prinzessin erheben wollte. Er beauftragte den General Thiard, diese zweite Heirath abzuschließen. Endlich hatte der alte Herzog von Würtemberg eine Tochter, die Prinzessin Katharina, deren herrliche Eigenschaften im Unglück glänzend hervorgetreten sind. Napoleon wünschte sie für seinen Bruder Hieronymus

zu erhalten. Aber dieser hatte ohne Erlaubniß seiner Familie in Amerika Bande geknüpft, die jetzt ein Hinderniß bildeten, das nun gehoben werden mußte. Diese zweite Verbindung war daher noch zu verschieben. Zu den Gebietsvergrößerungen, die zu Baiern, Würtemberg und Baden gehörten, wollte Napoleon für diese Häuser noch den Königstitel fügen.

Dies sind die Vortheile, die Napoleon aus seinen letzten Siegen zu ziehen gedachte. Ganz Italien verlangen war von seiner Seite natürlich und folgerecht. Daß er die österreichischen Verbindungen in Schwaben seinen Verbündeten bestimmte, war ebenfalls zu loben, denn man verwies dadurch Oesterreich hinter den Inn und gab den Beweis, wie nützlich ein Bündniß mit Frankreich sei. Ebenso weise war es, daß man Oesterreich Vorarlberg nahm, denn man trennte es dadurch von der Schweiz. Indem man ihm aber Tyrol entriß, erzeugte man in seinem Herzen einen unversöhnlichen Groll und erweckte eine Verzweiflung, die früher oder später ausbrechen mußte; man verurtheilte sich zugleich zu einer Politik, die mehr als je Mäßigung bewahren, Bündnisse aufsuchen und festhalten mußte, denn man beleidigte die Hauptmacht des Kontinents tödtlich. Daß man die Frage des reichsunmittelbaren Adels löste, konnte eine Vereinfachung der innern Verhältnisse Deutschlands sein. Indem man dann aber die Fürsten von Baden, Baiern und Würtemberg mit so bedeutendem Gebiete beschenkte und so fest an Frankreich band, machte man sie Deutschland verdächtig und gab ihnen eine falsche Stellung, die sie eines Tages zu verlassen genöthigt waren, indem sie ihrem Beschützer ungetreu wurden; man machte sich alle nicht begünstigten deutschen Fürsten zu Feinden, beleidigte das schon so vielmal verletzte Oesterreich abermals und verstimmte selbst Preußen, was das Schlimmste von

Allem war. Man mischte sich endlich mehr in die deutschen Staaten und zog sich dadurch die Unzufriedenheit der Großen, die Undankbarkeit der Kleinen zu. Napoleon hätte nicht vergessen sollen, daß Stuttgart ihm erst die Thore öffnete, als er die Kanonen gegen sie richtete, daß er noch in diesem Augenblicke der Beihülfe eines Fremden bedurfte, um in Baden eine Heirath zu erhalten und daß der Kurfürst von Baiern seine Tochter erst dann hergab, als man ihm in der einen Hand die Schlüssel von Tyrol zeigte, in der andern den Degen Frankreichs.

Napoleon ging daher über die wahre Grenzlinie der französischen Politik hinaus, als er sich Verbündete schuf, die das deutsche System verließen und wenig sicher waren, da ihre Stellung eine falsche war. Aber im Siege Maß zu halten ist schwer, und dann war er ein Monarch, ein angesehenes Familienoberhaupt und strebte nach Verbindungen und Heirathen. Diese Ideen bildeten die Grundlage zu Talleyrands Instruktion. Napoleon fügte noch eine Bedingung hinzu zum Nutzen seiner Armee, die ihm nicht weniger theuer war, als seine Brüder und Nichten. Er forderte 100 Millionen, um Dotationen zu gründen, nicht blos für die Anführer jedes Grades, sondern auch für die Witwen und Waisen derjenigen, die im Kampfe gefallen waren. Ohne Zeit zu verlieren unterzeichnete er die drei Allianzverträge mit Baiern, Baden und Würtemberg. Er gab dem Hause Baden die Ortenau und einen Theil vom Breisgau, dazu mehrere Städte am Bodensee, d. h. 113,000 Einwohner, was einer Vermehrung seiner Staaten um ungefähr ein Viertheil gleich kam. Dem Hause Würtemberg gab er den Rest des Breisgau und einen beträchtlichen Theil von Schwaben, d. h. 183,000 Einwohner, was einer Vermehrung seines Gebiets um mehr

als ein Viertheil gleich kam und das Königreich auf nahe eine Million Einwohner erhob. Baiern endlich gab er Vorarlberg, die Bisthümer Eichstädt und Passau, das ganze österreichische Schwaben, endlich Stadt und Bisthum Augsburg, wodurch seine Einwohnerzahl von 2 auf 3 Millionen gehoben wurde. Der Gang der Unterhandlungen mit Oesterreich gestattete noch nicht von Tyrol zu reden.

Man übertrug diesen Fürsten außerdem alle Superioritätsrechte über den reichsunmittelbaren Adel und befreite sie von den Lehnsleistungen, die der österreichische Kaiser als Lehnsherr von gewissen Theilen von ihnen forderte.

Da der Kurfürst von Baden die Bescheidenheit hatte, den Königstitel als seinen Einkünften nicht angemessen zurückzuweisen, so ließ man ihm seinen Titel als Kurfürst, übertrug aber auf den Kurfürst von Würtemberg den Königstitel auf der Stelle.

Für alle diese Vortheile verpflichteten sich diese drei Fürsten, Frankreich in jedem Kriege zu unterstützen, der die Behauptung seines gegenwärtigen Besitzstandes, so wie den Frieden mit Oesterreich zum Zwecke habe. Frankreich verpflichtete sich seinerseits, sobald es nöthig sei, die Waffen zu ergreifen, um diese Fürsten in ihren Besitzungen zu schützen.

Dieses Bündniß wurde am 10., 11. und 12. Dezember unterzeichnet. Der General Thiard war damit beauftragt worden, als er abreiste, um die erwähnten Heirathen zu unterhandeln. Man hatte also im Voraus, ehe man mit Oesterreich einverstanden war, über einen Theil seiner Staaten verfügt Man kümmerte sich aber wenig um die Folgen, denen man sich aussetzte.

Nachdem Napoleon alle Verwundete, die das Fahren vertragen konnten, nach Wien geschickt, nachdem er die Ge-

fangenen und die nach Frankreich bestimmten Kanonen nach Frankreich beordert hatte, indem er Talleyrand die Sorge übertrug, mit Giulay und Liechtenstein über die Friedensbedingungen zu debattiren, verließ er Wien. Er war ungeduldig, in Wien mit Haugwitz eine Unterredung zu haben und in das Geheimniß Preußens ganz einzudringen.

Talleyrand trat sofort mit den beiden Oesterreichern in Unterhandlung. Sie protestirten laut, als sie die Forderungen des französischen Ministers hörten, und doch war von Tyrol noch keine Rede, doch sprach man blos davon, Oesterreich von Italien und der Schweiz zu entfernen.

Liechtenstein und Giulay nannten ihrerseits die Bedingungen, in die Oesterreich willigen werde. Dieser Staat sah ein, daß es um seine venetianischen Staaten, um seine Besitzungen in Schwaben geschehen sei, daß er gegen die deutschen Fürsten nachgeben müsse. Oesterreich willigte daher ein, die Länder bis zum Isonzo abzutreten, aber es wollte Istrien, Albanien behalten und Ragusa gewinnen. Diese Gebiete waren für Ungarn wichtig. Sie bildeten zugleich die letzten Erwerbungen, die der jetzige Kaiser gemacht hatte, und er wollte sie seiner Ehre wegen behaupten.

Was Tyrol betraf, so war Oesterreich beinahe geneigt, es aufzugeben, aber unter der Bedingung, daß es an den damaligen Kurfürsten von Salzburg übergehe, an den Erzherzog Ferdinand, dem man 1803 als Entschädigung für Toscana Salzburg und Berchtolsgaden gegeben hatte. Oesterreich wollte für Tyrol Salzburg und Berchtolsgaden haben und verlangte für denselben Erzherzog Ferdinand Vorarlberg, Lindau und die Ufer des Bodensees als Dependenzen von Tyrol. Durch dieses Arrangement würde Oesterreich Salz=

burg erworben und Tyrol mit Vorarlberg in der Hand eines seiner Erzherzöge behalten haben.

Uebrigens gab es seine Einwilligung, die österreichischen Besitzungen in Schwaben, die Ortenau, den Breisgau, die Bisthümer Eichstädt und Passau abzutreten. Aber es verlangte für die Prinzen seines Hauses, welche diese Besitzungen verloren, eine starke Entschädigung, die eigenthümlicher Art und den Beweis giebt, welche Gesinnungen die Mitglieder der europäischen Koalition gegen einander hegten. Es verlangte Hannover.

So verlangte auch Oesterreich dieses Besitzthum von dem König von England, das Napoleon Preußen angeboten, das Preußen genommen hatte, weshalb Beide so sehr getadelt wurden, und das auch Rußland Preußen angetragen hatte, um es von Frankreich los zu machen.

Talleyrand, der solche Wünsche mit Entzücken hörte, wies sie keineswegs zurück und versprach Napoleon damit bekannt zu machen.

Was die hundert Millionen Kontribution betraf, so erklärte Oesterreich seine Unfähigkeit, auch nur zehn Millionen zu bezahlen, so erschöpft sei es. Als Ersatz dieser Summe wurde das unermeßliche Material von Waffen und Munition jeder Art, das sich in den venetianischen Staaten befand, geboten.

Nach lebhaften Debatten, die aber doch blos 3 oder 4 Tage dauerten, da man von allen Seiten gern zum Schluß kommen wollte, wurde verabredet, daß der Fürst von Liechtenstein zum Kaiser Franz nach Holitsch gehen sollte, um neue Instruktionen einzuholen, da ihm seine Stellung nicht gestattete, in die von Napoleon geforderten Opfer zu willigen.

Talleyrand sollte bis zu seiner Rückkehr in Brünn bleiben.

Es war ein großer Fehler der Oesterreicher, Zeit zu verlieren, denn was in Wien mit Napoleon und Haugwitz vorging, mußte ihre Lage noch schlimmer machen.

Talleyrand, der von Brünn aus alle Tage mit Wien korrespondirte, hatte Napoleon benachrichtigt, daß er noch weit davon entfernt sei, sich mit den österreichischen Unterhändlern zu verständigen. Dieser Widerstand, der eine ernste Aufmerksamkeit verdiente, wenn er mit Preußen verabredet war, mußte Napoleon höchst unangenehm sein. Die Erzherzöge näherten sich Preßburg mit 100,000 Mann. Die preußischen Truppen versammelten sich in Sachsen und Franken, die Engländer und Russen drangen in Hannover vor. Alle diese Umstände schreckten den Sieger von Austerlitz nicht. Er war bereit, die Erzherzöge bei Preßburg zu schlagen, wenn es sein mußte und sich dann auf Preußen zu werfen. Er begann dann aber mit Europa, das dieses Mal ganz gegen uns vereinigt war, aufs Neue ein gefährliches Spiel, und es wäre nicht verständig gewesen, sich einem solchen Kampfe wegen ein Paar Quadratmeilen mehr oder weniger auszusetzen. Obgleich die Stellung Napoleons die eines allmächtigen Siegers war, so überhob sie ihn doch nicht der Nothwendigkeit, ein geschickter Politiker zu sein. Preußen mußte er stets im Auge behalten, denn wenn er den Schrecken benutzte, den seine letzten Siege diesem Staate einflößten, so konnte er ihn von der Koalition trennen, für Frankreich gewinnen und fügte zu seinem Siege von Austerlitz einen nicht minder entscheidenden diplomatischen Sieg. Er war deshalb sehr ungeduldig, Haugwitz zu sprechen.

Haugwitz, der unter dem Schein einer Vermittelung Napoleon hatte Bedingungen aufzwingen wollen, fand ihn triumphirend und fast als den Herrn Europas. Ohne

Zweifel war es auch jetzt noch möglich, dem Kaiser der Franzosen die Spitze zu bieten, wenn man einig, fest und beharrlich war. Aber Rußland war vom Uebermuth plötzlich zur Niedergeschlagenheit übergegangen. Das niedergeschmetterte Oesterreich lag unter den Füßen seines Siegers und Preußen zitterte bei dem bloßen Gedanken an Krieg. Ueberdies hegten die Verbündeten Mißtrauen gegen einander und kommunizirten unter sich. Haugwitz besuchte die französische Legation unaufhörlich und ausschließlich, trieb die Schmeichelei so weit, täglich das große Band der Ehrenlegion zu tragen, sprach von Austerlitz, von dem Genie Napoleons mit der größten Bewunderung; er konnte sich einer lebhaften Aufregung nicht erwehren, wenn er dachte, was ihm bevorstehe.

Napoleon kam am 13. Dezember in Wien an und ließ Haugwitz nach Schönbrunn berufen, wo er ihm in dem Audienzzimmer Maria Theresias Gehör gab. Er wußte noch nicht Alles, was in Potsdam vorgefallen war, kannte aber doch mehr davon als damals, als er Haugwitz in Brünn empfing. Er war von der Existenz eines am 3. November unterzeichneten Vertrags unterrichtet, durch den Preußen sich eventuell verpflichtete, der Koalition beizutreten. Er war lebhaft und gerieth leicht in Aufregung, aber häufig affektirte er mehr Zorn als er empfand. Indem er dieses Mal seinen Gegner einzuschüchtern suchte, machte er Haugwitz sehr heftig zum Vorwurf, daß er, der früher zum Frieden gestimmte Minister, er, der seinen Ruhm in das Neutralitätsverhältniß gesetzt, der dieses sogar mit Frankreich habe unterhandeln wollen, daß er so schwach gewesen sei, sich in Potsdam mit Rußland und Oesterreich zu vereinigen und Verpflichtungen einzugehen, die nothwendig zum Kriege führen müßten. Er beklagte sich bitter über die Doppelzüngigkeit seines Kabinets,

über das Schwanken seines Königs, über die Herrschaft der Frauen am Hofe und gab zu verstehen, daß er jetzt, da er sich von seinen Feinden befreit habe, mit Preußen machen könne, was er wolle. Dann fragte er mit Heftigkeit, was denn das preußische Kabinet eigentlich wünsche, welches System es verfolgen wolle, und verlangte auf alle diese Fragen vollständige und kategorische Erklärungen.

Haugwitz erholte sich bald von seiner augenblicklichen Verwirrung, denn er war ebenso kaltblütig als geistreich. Er glaubte zu errathen, daß Napoleon im Grunde eine Aussöhnung wünsche und daß er bald sich beruhigen werde, wenn nur Preußen seine Verbindung mit der Koalition abbrechen werde.

In diesem Sinne gab Haugwitz geschickte und scheinbare Umrisse der Verhältnisse, die Preußen mit fortgerissen hätten, tadelte diejenigen, die schwach genug gewesen wären, durch reine Zufälligkeiten das wahre System des Landes zu verlassen und gab endlich ziemlich deutlich zu verstehen, daß, wenn Napoleon nur wolle, Alles rasch ausgeglichen und sogar ein Bündniß an die Stelle des gegenwärtigen Zustandes gesetzt werden könne.

Napoleon durchschaute Haugwitz und erkannte, daß die Preußen gar nichts Besseres verlangten, als mit einer plötzlichen Wendung zu ihm zurückzukehren. Es entzückte ihn, den Schlägen, die er bereits gegen Europa geführt hatte, eine durchdachte Bosheit hinzuzufügen und so kam ihm in den Sinn, Haugwitz das Projekt vorzuschlagen, das schon Duroc in Berlin beantragt hatte, nämlich ein förmliches Bündniß Preußens mit Frankreich, um den Preis von Hannover. Dies hieß sicherlich der Ehre des preußischen Kabinets zu nahe treten, denn Napoleon muthete ihm, und zwar gegen Bezahlung

kann man sagen, das Aufgeben der auf dem Grabe des großen Friedrich eingegangenen Verpflichtungen zu. Er verlangte, daß Preußen, nachdem es in Potsdam um Europas willen von Frankreich abgefallen war, in Wien um Frankreichs willen von Europa abfalle. Als Napoleon diesen Antrag aussprach, sah er Haugwitz lange Zeit fest an.

Der preußische Minister verrieth weder Ueberraschung, noch Unwillen. Er schien sogar entzückt zu sein, daß er von Wien, statt einer Kriegserklärung, Hannover und das französische Bündniß zurückbringe. Zu Haugwitz' Entschuldigung muß man anführen, daß er Berlin in einem Augenblick verlassen hatte, wo man nicht glaubte, daß Napoleon bis Wien vordringen könne; daß der Herzog von Braunschweig, daß der Feldmarschall von Möllendorf dasselbe geglaubt hatten, und doch wegen der Folgen eines Krieges mit Frankreich so unruhig gewesen waren, daß sie das Ende des Dezembers hatten abwarten wollen. Nun hatte Napoleon Wien erobert, die Verbündeten bei Austerlitz zerschmettert und es war erst der 13. Dezember. Haugwitz konnte fürchten, daß Napoleon durch Böhmen marschiren und sich plötzlich auf Berlin werfen werde. Er war daher glücklich, eine Lage, die mit einem Unglück drohte, mit einer Eroberung beenden zu können. Was die Treue gegen die Verbündeten betraf, so behandelte er sie, wie sie es unter einander zu thun gewohnt waren. Man muß ihm übrigens weniger zürnen als denjenigen, die Preußen während seiner Abwesenheit in eine Sackgasse geführt hatten. Er nahm das Anerbieten Napoleons noch in derselben Unterredung an.

Napoleon, über das Gelingen seines Planes entzückt, sagte zu Haugwitz: „Wohl, es ist entschieden, Sie bekommen Hannover. Sie geben mir dafür einige Gebietsstücke, deren

ich bedarf, und unterzeichnen mit Frankreich einen Allianzvertrag. Sie müssen aber in Berlin den Koterien Stillschweigen auflegen, sie mit der gebührenden Verachtung behandeln und der Politik des Ministeriums über die Hofpolitik den Sieg verschaffen.“ — Die Anspielungen Napoleons galten der Königin, dem Prinzen Louis und dessen Umgebung. Er gab darauf Duroc den Befehl, sich mit Haugwitz zu verständigen und die Bedingungen des Vertrages zu entwerfen.

Sobald diese Ausgleichung getroffen war, schrieb Napoleon an Talleyrand, daß er in Brünn nicht abschließen und die Unterhandlungen noch einige Tage in die Länge ziehen möchte, denn er war seiner Sache mit Preußen sicher und fürchtete die Unternehmungen der Feinde gegen Holland und die Bewegungen der Erzherzöge nicht mehr. Er fügte hinzu, daß er jetzt auf Tyrol unbedingt bestehe, die Kriegssteuer keinesfalls aufgebe, außerdem aber die Verlegung der Unterhandlung von Brünn nach Wien befehle. Brünn war ihm zu weit entfernt und er wünschte, die Beauftragten näher bei sich zu haben, z. B. in Preßburg.

Napoleon hatte Haugwitz am 13. Dezember gesehen. Der Vertrag wurde am 14. entworfen und am 15. in Schönbrunn unterzeichnet. Die Hauptbedingungen waren folgende:

Frankreich betrachtete Hannover als seine eigne Eroberung und trat es an Preußen ab. Dagegen trat Preußen an Baiern die Markgrafschaft Anspach ab, eben dieselbe Provinz, durch die es die Franzosen nicht hatte marschiren lassen wollen. An Frankreich gab es das Fürstenthum Neuenburg und das Herzogthum Cleve mit der Festung Wesel. Beide Mächte garantirten sich ihre Besitzungen.

Es war ein wahres Offensiv= und Defensivbündniß und es gab sich selbst diesen Namen, den man bei allen frühern Verträgen zurückgewiesen hatte.

Napoleon hatte Neuenburg, Cleve und Anspach, welches letztere an Baiern gegen das Herzogthum Berg gegeben werden sollte, deshalb verlangt, um an seine besten Diener Dotationen vertheilen zu können. Dies waren für Preußen schwache Opfer, für ihn aber kostbare Mittel der Belohnung, denn er wollte nur unter der Bedingung groß sein, daß er seine ganze Umgebung ebenfalls groß machen könne, seine Minister und Generale so gut wie seine Verwandten. Diese Unterhandlung war ein Meisterstreich; sie brachte die Verbündeten in Verwirrung, gab Oesterreich in Napoleons Hand und verschaffte diesem letztern das einzige mögliche Bündniß, das Bündniß Preußens. Daß man England Hannover entriß, war aber ein ernster Umstand, der eines Tages den Seefrieden hindern konnte, wenn dieser früher oder später möglich wurde.

Napoleon schrieb auf der Stelle an Talleyrand, daß der Vertrag mit Preußen unterzeichnet sei und daß er Brünn verlassen müsse, wenn die Oesterreicher die Bedingungen Frankreichs nicht annehmen würden.

Talleyrand, der den Frieden lieber gleich geschlossen hätte und Oesterreich ungern zu nahe trat, war sehr verstimmt. Die österreichischen Unterhändler waren niedergeschmettert. Sie hatten in Holitsch neue Konzessionen erlangt, aber keine so ausgedehnten, als man von ihnen verlangte. Sie wußten, daß Preußen, um Hannover zu erlangen, sie um Tyrol bringe und waren gezwungen, an ihren Souverän zu berichten, so gefährlich auch ein neuer Verzug war, den Napoleon zu neuen Forderungen benutzen konnte, worauf Talleyrand

auch aufmerksam machte. Man trennte sich daher in Brünn und gab sich ein Stelldichein in Preßburg. Der Aufenthalt in Brünn war ungesund geworden in Folge der Ausdünstungen, die einem mit Leichen bedeckten Schlachtfelde und einer mit Spitälern angefüllten Stadt entstiegen.

Talleyrand kehrte nach Wien zurück und fand Napoleon in der Stimmung, den Krieg neu zu beginnen, wenn man ihm nicht nachgebe. Er hatte in der That dem General Songis befohlen, das Material der Artillerie aus dem Arsenal von Wien zu ergänzen. Er richtete gegen den Polizeiminister Fouché sogar einen strengen Tadel, daß er den Frieden zu früh als gewiß angekündigt hatte.

Ein ganz neuer Umstand hatte dazu beigetragen, ihn noch mehr zu erbittern. Er war von den Ereignissen unterrichtet worden, die in Neapel vorgingen. Dieser unsinnige Hof hatte noch kurz vorher einen Neutralitätsvertrag abgeschlossen und warf nun die Maske ab und griff zu den Waffen. Als die Königin Karoline die Schlacht von Trafalgar und die von Preußen eingegangenen Verpflichtungen erfuhr, hielt sie Napoleon für verloren und entschloß sich, die Russen herbeizurufen. Am 19. November setzte eine Schiffsdivision zehn bis zwölftausend Engländer in Neapel an das Land. Der Hof von Neapel hatte sich verpflichtet, zu dieser Armee 40,000 Truppen stoßen zu lassen. Der Plan war der, Italien im Rücken der Franzosen aufzuwiegeln, während Massena am Fuß der julischen Alpen stand und Napoleon beinahe an den Grenzen des alten Polens. Dieser von Ausgewanderten umgebene Hof gab der gewöhnlichen Schwäche aller Verbannten nach, zu glauben, was man wünscht und in diesem Sinne zu handeln.

Als Napoleon diesen schändlichen Treubruch erfuhr, war

er zugleich zornig und zufrieden. Sein Entschluß war gefaßt, die Königin von Neapel sollte ihr Benehmen mit ihrem Königreich bezahlen und eine Krone erledigt lassen, die in der Familie Bonaparte recht gut untergebracht werden konnte. Niemand in Europa konnte es eine Ungerechtigkeit nennen, wenn dieser Zweig des Hauses der Bourbonen abgesetzt wurde, und was dessen natürliche Beschützer, Oesterreich und Rußland, betraf, so brauchte man auf sie keine Rücksicht mehr zu nehmen.

Die österreichischen Unterhändler hatten indessen in Brünn einen Versuch gemacht, in den Friedensvertrag einen Artikel aufnehmen zu lassen, der den Hof von Neapel, dessen Geheimnisse sie kannten, deckte. Sobald Napoleon aber unterrichtet war, gab er Talleyrand den bestimmten Befehl, in dieser Beziehung auf nichts zu hören. — „Ich würde feig sein," sagt er, „wenn ich die Beschimpfung dieses elenden Hofes von Neapel dulden wollte. Sie wissen, wie edelmüthig ich gegen ihn verfahren bin, aber jetzt ist es um ihn geschehen, die Königin Karoline darf in Italien nicht länger regieren. Was auch geschehen mag, von Neapel darf im Vertrage keine Rede sein. Das ist mein unbedingter Wille." —

Die Unterhändler erwarteten Talleyrand in Preßburg. Er traf dort ein. Man besprach sich zwischen den Vorposten beider Armeen. Die Erzherzöge hatten sich Preßburg genähert und standen noch zwei Tagemärsche von Wien. Napoleon hatte dort den größten Theil seiner Truppen vereinigt. Er hatte Massena auf der Straße von Steyermark an sich gezogen. In und bei der Hauptstadt Oesterreichs standen nahe an 200,000 Franzosen. Napoleon war sehr zornig und wollte die Feindseligkeiten wieder aufnehmen. Dahin durfte Oesterreich es aber nicht kommen lassen, namentlich jetzt nach

dem Abfall Preußens, nach der Niedergeschlagenheit, die sich des Kaisers Alexander bemächtigt hatte. Wie große Opfer auch gefordert wurden, das Wiener Kabinet mußte sie bringen.

Es wurde also verabredet, daß Oesterreich die venetianischen Staaten mit den Provinzen des Festlandes Friaul, Istrien, Dalmatien abtrete. Auf diese Weise kamen Triest und Cattaro an Frankreich. Diese Gebiete sollten mit dem Königreiche Italien vereinigt werden. Die Trennung der Kronen von Frankreich und Italien wurde aufs Neue versprochen, aber in so unbestimmten Ausdrücken, daß diese Trennung bis zum allgemeinen Frieden oder bis zum Tode Napoleons hinaus verschoben werden konnte.

Baiern erhielt Tyrol, den ewigen Gegenstand seiner Wünsche, das deutsche Tyrol so gut, wie das italienische. Oesterreich empfing als Ersatz die Fürstenthümer Salzburg und Berchtolsgaden, die man 1803 dem Erzherzog Ferdinand, dem frühern Großherzog von Toskana, gegeben hatte, und Baiern entschädigte den Herzog mit dem Bisthum Würzburg, das es ebenfalls 1803 in Folge der Säkularisation bekommen hatte.

Das Gebiet Oesterreichs war auf diese Weise besser abgerundet, aber es verlor mit Tyrol seinen ganzen Einfluß auf die Schweiz und Italien und der Erzherzog Ferdinand, der in die Mitte von Franken versetzt wurde, hörte auf, unter seinem unmittelbaren Einflusse zu stehen. Der Staat, den man diesem Fürsten bewilligte, war nicht mehr wie früher ein reines Anhängsel der österreichischen Monarchie.

Zu dieser Entschädigung für Salzburg fügte man für Oesterreich die Säkularisation der Güter des deutschen Ordens und deren Umwandlung in ein erbliches Besitzthum, das einem

der Erzherzöge gegeben werden konnte. Die Wichtigkeit dieser Güter lag in einer Bevölkerung von 120,000 Einwohnern und einem Einkommen von 150,000 Gulden. Der Erzherzog Ferdinand behielt seinen Kurfürstentitel und seine Stimme im Kollegium der Kurfürsten.

Oesterreich erkannte die Königswürde der Kurfürsten von Würtemberg und Baiern an und gab seine Einwilligung, daß Baden, Würtemberg und Baiern über den reichsunmittelbaren Adel ihrer Gebiete dieselben Rechte haben sollten, die der Kaiser in seinem Territorium übe. Dies hieß die Unterdrückung in den drei fraglichen Gebieten aussprechen, denn die Obergewalt des Kaisers über diesen Stand war vollständig und mithin mußten es auch die Rechte dieser Fürsten in demselben Grade sein.

Die kaiserliche Kanzlei entsagte endlich allen ihren Lehnsrechten in den drei Staaten.

Die Genehmigung des Reichstages wurde der Form wegen vorbehalten. Frankreich bewirkte in einem bedeutenden Theile Deutschlands eine soziale Umwandlung, denn es zentralisirte dort die Macht zu Gunsten des Souveräns und machte jedem Einflusse feudaler Natur ein Ende.

Er setzte gleichmäßig das System der Säkularisation fest, denn mit dem deutschen Orden verschwand eines der beiden letzten noch bestehenden geistlichen Fürstenthümer und es blieb nichts mehr, als das Kurfürstenthum Regensburg. Auch diese Säkularisation geschah wieder, wie früher, zu Gunsten eines der großen Höfe Deutschlands.

Oesterreich, von Italien definitiv ausgeschlossen, mit Tyrol die beherrschenden Stellungen der Alpen verlierend, hinter den Inn zurückgeworfen, seiner vorgeschobenen Posten in Schwaben, seiner Lehnsrechte in den süddeutschen Staaten

beraubt, hatte unermeßliche materielle und politische Verluste. Es verlor, wie bereits früher gesagt wurde, von 24 Millionen Einwohnern 4 Millionen, von 103 Millionen Einkünften 15 Millionen.

Der Vertrag war auf die Ruhe Italiens und Deutschlands gut berechnet. Man konnte nur einen Vorwurf dagegen machen, daß der Besiegte zu sehr gemißhandelt sei, um sich aufrichtig zu unterwerfen. Napoleons Aufgabe war nun, durch Besonnenheit und durch das Abschließen von Bündnissen es dahin zu bringen, daß Oesterreich ohne Hoffnung und ohne Mittel blieb, sich gegen ihn aufzulehnen.

Im Augenblicke, wo der Vertrag unterzeichnet werden sollte, zögerte die Hand der Bevollmächtigten. Sie verwarfen zwei Punkte, die Kriegssteuer von 100 Millionen und das Schicksal Neapels. Napoleon reduzirte die Kontribution auf 50 Millionen, da er aus den Kassen bereits beträchtliche Summen gezogen hatte.

Von Neapel wollte er nicht reden hören.

Man suchte ihn durch eine große Aufmerksamkeit zu besiegen und schickte ihm den Erzherzog Karl, dessen Charakter er liebte und ehrte, den er aber noch nie gesehen hatte. Man bat ihn, den Erzherzog in Wien zu empfangen und er gab mit Freuden seine Einwilligung, war aber fest entschlossen, nicht nachzugeben. Man war überzeugt, daß dieser Fürst auf Napoleon vielleicht Eindruck machen könne, wenn er ihm die Hülfsquellen auseinander setzte, welche die österreichische Monarchie noch besaß und ihm die Gesinnungen der Armee schildere, die sich zu opfern bereit war, um einen schimpflichen Vertrag zurückzuweisen. Als Talleyrand die Unterhändler zum Unterzeichnen drängte, antworteten sie, daß man sie des

Verraths an ihrem Lande anklagen werde, wenn sie Frieden schlössen, ohne daß Napoleon den Erzherzog gesehen habe.

Als Talleyrand an der Kriegssteuer noch 10 Millionen nachließ, unterzeichneten sie doch am 26. Dezember den Frieden von Preßburg, einen der glorreichsten, den Napoleon jemals geschlossen hat und unzweifelhaft den verständigsten; denn wenn Frankreich späterhin auch größere Gebiete erwarb, so geschah es unter Umständen, die keine Dauer hoffen ließen. Die österreichischen Unterhändler begnügten sich damit, das regierende Haus von Neapel in einem gemeinschaftlich unterzeichneten Briefe der Großmuth des Siegers zu empfehlen. Der Erzherzog sah den Kaiser am 27. in einem der kaiserlichen Schlösser, wurde mit der größten Rücksicht empfangen, unterhielt sich mit ihm über die Kriegskunst, was bei zwei Feldherren von solchen Verdiensten natürlich war, und zog sich dann zurück, ohne über die Angelegenheit der beiden Reiche ein Wort gesagt zu haben.

Napoleon ordnete Alles, um Oesterreich auf der Stelle verlassen zu können. Er ließ die 2000 Geschütze und die 100,000 Flinten aus dem Arsenal zu Wien auf der Donau wegführen und schickte 150 Kanonen nach Palma nova zur Bewaffnung dieses wichtigen Platzes, der die venetianischen Staaten des Festlandes beherrschte. Er ordnete den Rückzug seiner Soldaten so, daß er in kleinen Tagemärschen geschah, denn er wollte nicht, daß sie so zurückkehrten, wie sie gekommen waren, d. h. im Laufschritt. Auf der Straße wurden die nöthigen Anordnungen getroffen, daß sie im Ueberfluß lebten. An die Offiziere aller Grade wurde eine Gratifikation von 2 Millionen ausgetheilt, damit jeder die Früchte des Siegs schon jetzt genösse. Berthier erhielt den Auftrag, die Rückkehr der französischen Armee auf das französische Gebiet

zu leiten. Sie sollte Wien in dem Zeitraum von 5 Tagen räumen, und in zwanzig Tagen über den Inn zurückgehen. Es wurde verabredet, daß die Festung Braunau bis zur völligen Bezahlung der Kontribution von 40 Millionen in den Händen der Franzosen bleiben solle.

Als dies georbnet war, reiste Napoleon nach München ab, wo man ihn mit Entzücken aufnahm. Die Baiern empfingen den Eroberer, der sie vor der Invasion geschützt, ihr Land zu einem Königreich erhoben und mit österreichischen Gebieten bereichert hatte, mit Enthusiasmus. Nachdem Napoleon der Vermählung Eugens mit der Prinzessin Auguste beigewohnt, das Glück eines geliebten Sohnes, die Bewunderung des Volkes, die Schmeicheleien seiner Feindin, der Königin von Baiern, genossen hatte, reiste er nach Paris ab, wo ihn der Enthusiasmus Frankreichs erwartete.

Ein Feldzug von drei Monaten statt eines mehrjährigen Kriegs, den man zuerst gefürchtet hatte, die Entwaffnung des Kontinents, die Erweiterung der französischen Grenzen, ein neuer blendender Glanz für unsere Waffen, eine wunderbare Wiederherstellung des Kredits, eine neue Aussicht auf Ruhe und Glück unter einer von aller Welt geachteten Regierung, das war es, wofür man ihm danken wollte durch den tausendfach wiederholten Ruf: Es lebe der Kaiser! Er hörte diesen Ruf in Straßburg, als er über den Rhein ging und er begleitete ihn bis Paris, wo er am 26. Januar 1806 einzog. Es war die Rückkehr von Marengo. In der That war Austerlitz für das Kaiserreich dasselbe, was Marengo für das Konsulat gewesen war. Marengo hatte die konsularische Macht in den Händen Napoleons verstärkt, Austerlitz sicherte seinem Haupte die kaiserliche Krone. Marengo hatte Frankreich in einem einzigen Tage aus einer bedrohten Lage in eine

ruhige und sichere Stellung versetzt, Austerlitz schlug in einem einzigen Tage eine furchtbare Koalition nieder und brachte kein geringeres Resultat hervor. Für ruhige und besonnene Gemüther, wenn es solchen Ereignissen gegenüber noch welche gab, existirte nur ein Grund zur Furcht, nämlich die bekannte Unbeständigkeit des Glücks und die noch mehr zu fürchtende Schwäche des menschlichen Geistes, der das Unglück zuweilen standhaft erträgt, aber vom Glück fast immer zu großen Fehlern sich fortreißen läßt.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Thiers, Adolphe,

Geschichte des Konsulats und Kaiserreichs

Bd.: 21

Leipzig (1847)

Gall.rev. 933 uh-21/25
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10424618-7